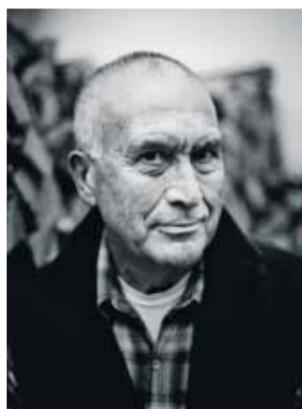


DAS MAGAZIN DER
BAYERISCHEN STAATSFORSTEN
08/DEZEMBER 2010

Bayernwald



Stefan Bauernfeind (oben) ist ein vielbesuchter Revierleiter. Hat er doch den „Tannwald“ zu zeigen – ein Mischwaldbeispiel wie aus dem Bilderbuch. Rechts daneben hält Thomas Enzner sein „Toughbook“ vorsichtig im Arm. Braucht er gar nicht, das Ding ist fallfest.



„Selbstwerber“ werden Waldbesucher mit der Lizenz zum Brennholzholen genannt. Für Eugen Stier (Mitte links) ist das ein reines Hobby. Mit dem Menschen- und Bayernkenner Franz Xaver Gernstl (unten links) machen wir einen Waldspaziergang. In einem 71-Einwohner-Flecken in der Oberpfalz wohnt und arbeitet Hans Frisch. Er sagt uns, warum es keinen schöneren Beruf gibt als den seinen (Mitte).

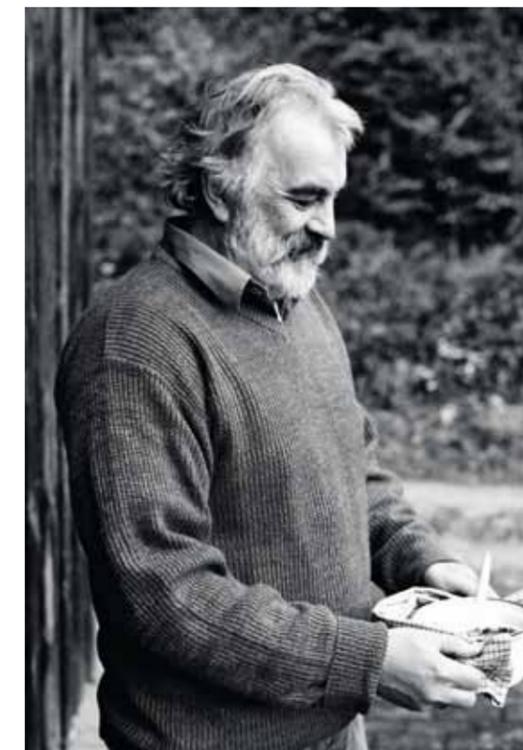


Ein bisschen nervt es schon, wenn Hamburger oder Berliner unentwegt vom „Bayerischen Wald“ reden und damit nicht den Bayerischen Wald in Niederbayern meinen, sondern die Wälder in Bayern. Darunter auch das, was wir die „Bayerischen Staatsforsten“ nennen. Aber müssen wir uns dann nicht an die eigene Nase fassen, wenn wir dieses Magazin mit „Bayernwald“ betiteln? Ja, müssen wir, denn sehr genau ist das nicht. Im Auge jedenfalls haben wir die Menschen, die eine enge emotionale Beziehung zu unseren Wäldern haben. Sei es, dass sie darin arbeiten, sei es, dass sie sie nutzen. Die Themen, die sich in unserem „Bayernwald“ präsentieren, zeichnen sich jedenfalls durch eine hartnäckige Bodenhaftung aus. Es geht um den Alltag eines Revierleiters (Seite 18), es geht um den Tannwald bei Landsberg, der Forstleute aus ganz Deutschland anzieht (Seite 4), es geht um Selbstwerber und deren Motivation, sich Brennholz direkt aus dem Wald zu holen (Seite 14).

Es gibt noch eine Eigenheit in dieser Ausgabe. Der Dialog beherrscht die Textseiten. Es sind durchwegs Interviews, in denen (zu viele) Männer und (leider zu wenig) Frauen zu Wort kommen. Viele davon sind Originalton der Bayerischen Staatsforsten, also Revierleiter, EDV-ler, Forstwirte etc. Und wo nicht, unterhalten wir uns – dem Thema gemäß – mit Kennern des Bayernwaldes. So auch mit dem Dokumentarfilmer Franz Xaver Gernstl, dessen Reisen durch Bayern „Gernstl unterwegs“ eine große Fangemeinde beim Bayerischen Fernsehen haben und dessen Arbeiten vielfach ausgezeichnet wurden (Seite 38). Weil wir gerade bei Erfreulichem sind, wollen wir auch gerne zugeben, dass uns die Arbeit an dieser Ausgabe sehr gemundet hat, im wahrsten Sinn des Wortes. Bei der Verkostung von neuen „Brotzeiten“, die Hans Gerlach, Journalist und Koch, eingebracht hat, konnten wir uns vertilgend beteiligen. Stimmrecht hatten allerdings nur die fünf kritischen Gaumen der Waldarbeiterinnen und Waldarbeiter, die unter fünf Brotzeitvarianten ihren Favoriten wählten. Es war die Meerrettichsuppe aus der Thermoskanne. Den köstlichen Beitrag finden Sie auf Seite 28.

Es ist der Alltag, die tägliche Arbeit draußen im Revier, der wir dieses Heft widmen. Der ausführliche Beitrag zur Arbeitskleidung steht als ein gutes Beispiel für unser Schwerpunktthema: Bayernwald. Doch zu Schwerpunkten gehört, dass sie wechseln, sonst würden es ja langweilige Dauerbrenner. Das nächste Magazin hat ein neues Thema: Weltwald.

Es geht um die rechte Schutzkleidung der Forstwirte und um Rudolf Franz und Martin Franz (links), also Vater und Sohn, die zusammen bei den Bayerischen Staatsforsten arbeiten. Unten trägt Revierleiter Heinz Borschlegel die Meerrettichsuppe auf: eines der neuen Rezepte für die gute alte Brotzeit.



- 3 Editorial
- 4 **Der Wald der Zukunft**
Neuer Waldbau wie aus dem Lehrbuch
- 10 **Brennholz macht Karriere und bekommt fünf Sterne.**
Auf Schloss Elmau wird mit Holz und High-Tech geheizt
- 14 **Brennholz ist ein Hobby, das schön warm macht.**
Ein Interview mit einem überzeugten Selbstwerber
- 18 **Der schönste Beruf der Welt. Immer noch.**
Vom ganz normalen Leben eines bayerischen Försters
- 24 **Wir sind der Wald**
Über die Kulturbedeutung des deutschen Waldes
- 28 **Brotzeit machen**
Fünf Mal Abwechslung im Brotzeiteinerlei
- 34 **Oje! Mir ist der Laptop runtergefallen! Macht nichts!**
Das „Toughbook“ der Förster hält was aus
- 38 **Warum stehen Sie in Ihren Filmen immer wieder im Wald?**
Ein Waldspaziergang mit Franz Xaver Gernstl
- 44 **Sicherheit kostet eben Geld.**
Waldarbeiter-Schutzkleidung im Wandel der Zeit
- 50 **„Im Wald is so staaad“**
Von Ludwig Thoma
- 51 Impressum

Förster Stefan Bauernfeind in seinem Revier: Der „Tannwald“ bei Landsberg gilt vielen Kollegen als Vorbild – wirtschaftlich und auch ästhetisch gesehen. Alte Laub- und Nadelbäume spenden Schatten für jede Menge Verjüngungen.

DER WALD DER ZUKUNFT

„Mischwald“ lautet das Mantra der modernen Forstwirtschaft. Wer junge Bäume verschiedener Arten sprießen lässt, sorgt für stabile Erträge auch für kommende Förster-Generationen. Und er tut dem Ökosystem wie auch dem Spaziergänger etwas Gutes. Alle wollen Mischwald. Der Förster Stefan Bauernfeind hat schon einen – die Frucht von 25 Jahren konsequentem Waldbau. Ein Gespräch mit einem Pionier.



__ Der „Tannwald“, von dem im folgenden Gespräch mit Stefan Bauernfeind die Rede sein wird, ist ein 2,5 Quadratkilometer großes Waldstück. Früher einmal wuchsen hier Tannen und Buchen. Heimische Baumarten alle beide. Dann kam die Fichte – und nichts als die Fichte. Heute hingegen ist der Tannwald ein wunderbares Beispiel dafür, wie ein beharrlicher und erfolgreicher – beides gehört zusammen! – neuer Waldbau zu den besten Ergebnissen kommt. Wie im Lehrbuch ist es vorne zu sehen. Ein Mischwald aus Buche, Fichte, Tanne und Ahorn. Der Wald der Zukunft.

INTERVIEW: JAN BERNDORFF

Herr Bauernfeind, da hinten die Fichten, da müssen Sie aber noch ran, oder?

Ja, dort sieht es so aus wie vor 25 Jahren, als ich das Revier übernommen habe. Eine Fichte neben der anderen, alle fast auf den Tag gleich alt.

Wie alt denn?

Gut 65 Jahre. Das war ein Hieb im Dritten Reich. Er wird heute noch „Judenschlag“ genannt, weil damals jüdische Zwangsarbeiter das Holz, ebenfalls alles Fichten, schlagen mussten. Danach hat man mühsam versucht, auch mit anderen Baumarten zu verjüngen. Aber das einzige, was unter diesen Bedingungen wächst – also auf einer freien, frostanfälligen Fläche –, ist wieder Fichte, höchstens noch Ahorn.

Was ist gegen Fichten einzuwenden, auf die Forstleute in Deutschland lange Zeit gesetzt haben? Ist das Holz minderwertig?

Nein, im Gegenteil. Die Fichte bringt sogar höhere Durchschnittspreise wie etwa die Buche, zudem wächst sie viel massenreicher und schneller, verspricht also unterm Strich deutlich mehr Geld. Aber sie birgt hohe Risiken. Wäre ich ein Anleger, dann wäre sie die Aktienoption im Portfolio. Man kann viel verdienen, aber auch viel verlieren.

Warum?

Die Fichte ist in der Jugend sehr robust, aber im Alter eine

Mimose. Dann fällt sie relativ leicht Schädlingen zum Opfer oder knickt bei einem Sturm reihenweise um – zumal in den kiesigen Böden, die hier vorliegen. Sie wurzelt flach und trinkt viel. Dadurch verträgt sie auch Dürreperioden nicht gut, weil die obersten Bodenschichten als erstes austrocknen. Und da uns der Klimawandel verschärfte Trockenperioden bescheren könnte, ist es sicherer, zusätzlich auf andere Baumarten zu setzen. Neben der Buche zum Beispiel auch auf die Tanne. Die ist in der Jugend eine Mimose und wächst deshalb nicht an lichten, frostanfälligen Stellen. Dafür ist sie im Alter robust, und nichts haut sie so leicht um. Sie ist ein Pfahlwurzler, ihre Wurzeln gehen viel tiefer als die der Fichte.

Apropos Tanne. Warum heißt das Gebiet hier „Tannwald“, wenn es früher vor allem Fichten gab?

Da muss man noch weiter zurückgehen, ins 19. oder sogar 18. Jahrhundert. Die Bezeichnungen „Tanne“ und „Fichte“ werden von hiesigen Bauern noch heute synonym verwendet. „Tännerle“ sagen sie, wenn sie Fichten meinen. Das heißt, als der Wald seinen Namen bekam, könnten Fichten oder Tannen hier gestanden haben. Wer aber in den Aufzeichnungen der Mönche nachliest – das hier war früher Klosterwald –, der findet, dass Holz zum Brückenbau nach Landsberg geliefert wurde. Und das spricht klar für Tannen. Denn so vielseitig verwendbar die Fichte auch ist, für Brücken taugt sie nicht. Tannen dagegen sind beim Wasserbau besonders haltbar. Demnach haben einst Tannen dominiert, nicht die Fichten.

Waren Tannen etwas Besonderes?

Im 18. Jahrhundert nicht, ursprünglich gab es hier neben der Buche fast nur die Tanne, sie ist die eigentlich heimische Nadelbaumart. Aber heute ist sie selten geworden. Als ich vor 25 Jahren das Revier übernahm, standen im Tannwald 80 Prozent Fichten. Nur verstreut gab es noch ein paar alte Tannen, junge dagegen außerhalb von Zäunen keine einzige. Ich habe damals nach dem Sichten des Reviers mit den Waldarbeitern gewettet: Wer mir eine Tanne zeigt, die nicht viel größer ist als ich, bekommt hundert Mark. Das Geld konnte ich behalten.

Warum gab es keine Tannen mehr?

Erst einmal brauchen sie zum Wachsen Schatten, also den Schutz höherer alter Bäume. Den gab es aber jahrzehntelang nicht, weil eine andere forstwirtschaftliche Philosophie herrschte: Es wurde flächenweise gepflanzt und weggeschnitten – wie bei einem Weizenfeld. Alle Bäume waren gleich alt und standen in der Jugend im vollen Licht. Die Tanne verträgt das nicht.

Warum hat sie dann ursprünglich – bevor die Fichte kam – den Tannwald geprägt?

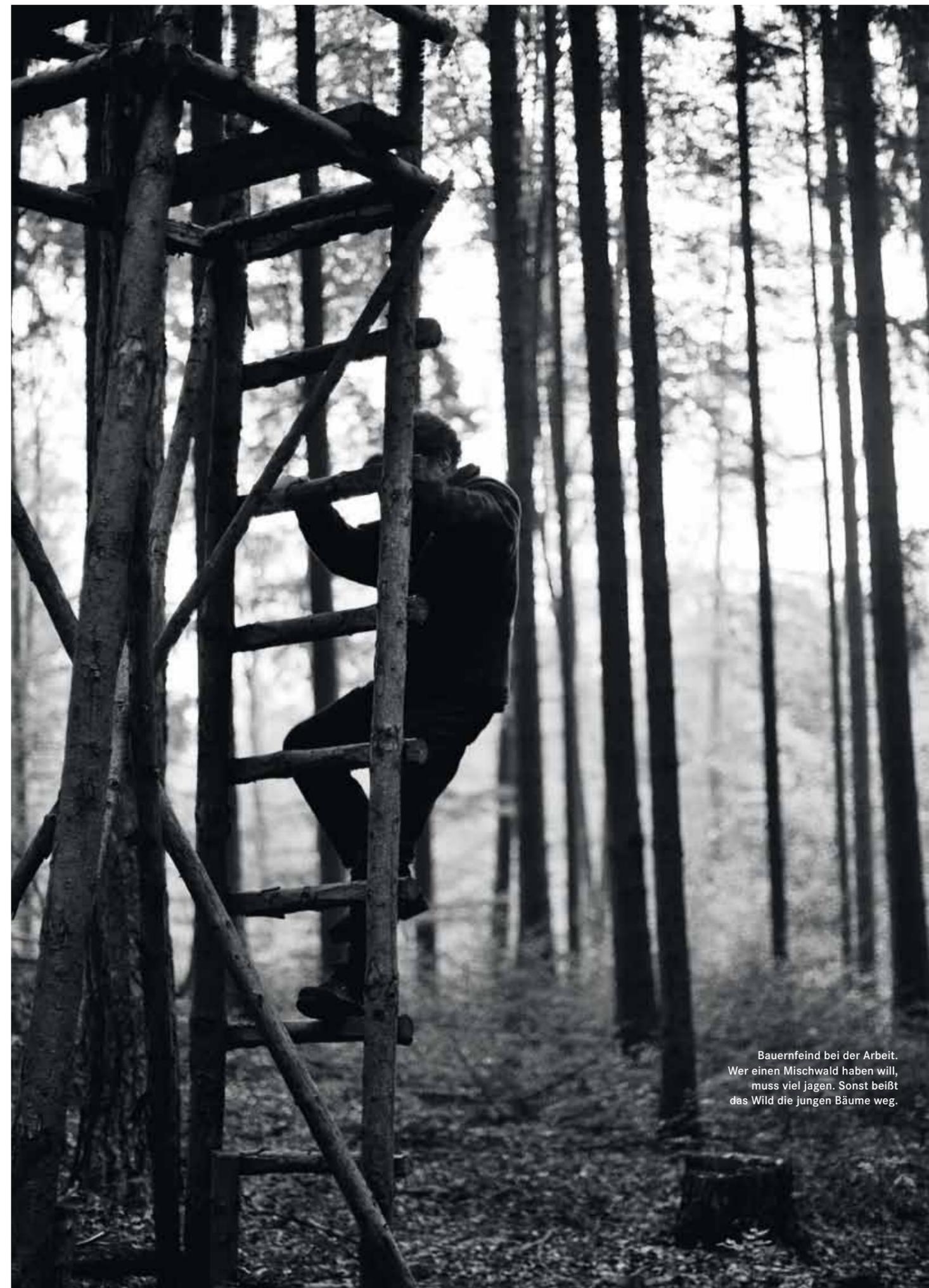
Zum einen gab es noch nicht die nötige Technik, einen Wald flächig zu nutzen. Zum anderen gab es damals weniger Wild als zwischenzeitlich. Die Tanne ist für Rehe ein ausgesprochenes Leckerli. Da gehen sie viel lieber dran als an Fichte. Auch deshalb ist die Tanne, als das Wild zunahm, verschwunden.

Was haben Sie anders gemacht als Ihr Vorgänger, so dass der Tannwald zu diesem vorbildlichen Mischwald wurde, der hier auf der anderen Seite des Weges wächst?

Vor allem zwei Dinge: Jagd und Waldbau. Wir haben damals die Abschusszahlen beim Rehwild stark erhöht und erlegen heute immer noch viele Rehe pro Jahr. Das ist sehr viel Arbeit. Oft gehe ich allein, ab und zu veranstalte ich mit Kollegen aus anderen Revieren und Privatjägern auch Drückjagden. So schützen wir vor allem die Tannen vor Verbiss. Beim Waldbau dann ist die Devise: statt kahlschlagen nur einzelne Bäume rausnehmen. Und zwar nach bestimmten Kriterien – das wiederum erfordert Köpfchen.

Inwiefern?

Ich zeige Ihnen das mal.



Bauernfeind bei der Arbeit. Wer einen Mischwald haben will, muss viel jagen. Sonst beißt das Wild die jungen Bäume weg.

stammen von ihnen, ihre Samen sind hier herübergeflogen. Und sehen Sie die jungen Fichten dort drüben? *Er deutet nur wenige Meter weiter.* Die haben sich etwa gleichzeitig gesät, sind aber viel kümmerlicher, weil der Schatten es ihnen schwer macht. Vor 25 Jahren, als ich herkam, gab es gar keine Verjüngungen, alles blanker Waldboden. Seither wird heftig gejagt, und jetzt gibt es fast wieder alles, was die Natur für so einen Wald vorsieht. Das gefällt auch den Kindern bei den Exkursionen. Riechen Sie mal! *Er streift von einem Tannenzweig Nadeln ab und zerreibt sie zwischen den Fingern.*

Oh, das riecht nach ... Orangen?!

Ja genau. Erfrischend, nicht? Und fühlen sie mal den Unterschied zwischen einem Tannen- und einem Fichtenzweig!

Wir streichen mit den Händen über Zweige beider Baumarten, die sich sehr ähneln, außer dass Fichtennadeln heller sind. Tanne ist überraschend weich, Fichte dagegen stachelig.

Hoppla, was für ein Unterschied!

Sehen Sie? Genauso erstaunt sind die Teilnehmer unserer Exkursionen. Selbst die Erwachsenen können heutzutage kaum Tannen von Fichten unterscheiden – wohl auch, weil sie junge Tannen ewig nicht mehr gesehen haben. Diese Baumart war fast ausgestorben, jetzt darf sie wieder leben. Es ist faszinierend, wie diese und die anderen Arten nach der Umstellung von Waldbau und Jagd aufgetatmet haben. Der ganze Wald ist wieder voller Leben.

Wir blicken hinüber zu einer einzeln stehenden toten Buche, von der nur noch Stamm und grobe Äste übrig sind, überwuchert von Moos.

Was ist mit solchen abgestorbenen Bäumen? Die bleiben stehen?

Ja klar, das gehört auch dazu. Früher hätte man diese Buche beseitigt und höchstens als Brennholz nutzen können. Der wirtschaftliche Wert eines solchen Baumes ist nahe Null. Aber im Wald hat er einen hohen ökologischen Wert: Darin bauen die Spechte ihre Nester auf mehreren Etagen. Zudem ist er schön anzuschauen. Darum lassen wir Buchen, die vom Wind geworfen werden oder absterben, einfach da. Zumal an dem Totholz am Boden Pilze wachsen und Insekten einen guten Lebensraum vorfinden.

Nach wie vielen Jahren schlägt man einen Baum eigentlich?

In der Regel werden Fichten bei uns 100 bis 120 Jahre alt. Buchen und Tannen etwas älter, an die 120 oder 140, Eichen noch älter.

Also können Sie eigentlich nur das ernten, was die Vorgänger Ihrer Vorgänger gepflanzt haben.

Richtig, und meine Nachfolger müssen mit dem Leben, was wir hier veranstalten. Wahrscheinlich werden sie klagen. Wir selbst klagen ja auch. Das war wohl schon immer so in der Forstwirtschaft (*lacht*). Aber im Ernst: Man muss in diesem Job generationenübergreifend denken. Er erfordert viel Idealismus. Zudem ist es für mich einfach eine tiefe Befriedigung, einen so schönen Wald zu haben. Und auch die Langfristigkeit sehe ich positiv: Wir Förster hinterlassen der Nachwelt wirklich etwas von Dauer, wir gestalten ganze Landschaften. Wer kann das schon von sich behaupten? 🌲

„DIE TANNE WAR IN DIESER GEGEND FAST AUSGESTORBEN. JETZT DARF SIE WIEDER LEBEN. DER GANZE WALD IST WIEDER VOLLER LEBEN.“

Wir gehen ein Stück den Forstweg entlang, der in den Mischwald führt. Sehen Sie die roten Sprühmarken an den Stämmen dort drüben? Das ist meine Hauptarbeit: Pro Jahr markiere ich etwa 12 000 bis 13 000 Festmeter Holz, die die Waldarbeiter dann herausnehmen (ein reifer Baum hat im Schnitt ein bis vier Festmeter). Das ist natürlich viel aufwändiger, als bestimmte Streifen einfach komplett wegzuschneiden – was im Prinzip jeder könnte. Wir bei den Bayerischen Staatsforsten dagegen achten darauf, dem Wald Struktur zu geben: Früher hat man die dicken Bäume gepflegt und die dünnen nebendran abgeschnitten,

bis nur noch dicke nebeneinander standen, die dann alle auf einmal geschlagen wurden. Heute schneide ich auch einmal einen dicken weg, um den dünnen mehr Raum zu geben. Die dünnen, vitalen Bäume stehen dann noch Jahrzehnte, legen kräftig an Masse zu und sichern die Zukunft. Die

Kronen müssen immer dicht genug bleiben als Frostschutz für die jungen Bäume am Boden. Zudem muss es dunklere und lichtere Stellen geben, dann gibt es für jede Baumart die richtige Belichtung. Auf allen Etagen wächst etwas, der Wald ist abwechslungsreich und insgesamt stabiler. Und zu alledem fällt es Spaziergängern kaum auf, dass wir den Wald überhaupt bewirtschaften.

Und die Vielfalt der Tiere ist auch höher, oder?

Ja. Die meisten kommen im Mischwald besser klar. Schwarzspechte, die in Buchen ihre Höhlen bauen, Hohltauben und Fledermäuse, die in verlassenen Spechthöhlen nisten. Dazu Mittelspechte, verschiedene Schnäpperarten, Kleiber. Von den vielen Insekten ganz zu schweigen.

Welches Mischverhältnis an Baumarten streben Sie an?

An die 40 Prozent Fichte bleibt. Dazu 40 Prozent Buche, zehn oder 15 Prozent Tanne und der Rest andere Arten wie Ahorn, Eiche, Eibe, Vogelbeere oder Birke.

Wie viele Bäume pflanzen Sie denn pro Woche?

Gar keine.

Wie, gar keine?

Nein, das liefert der Wald kostenlos. Solange noch ein paar alte Bäume da sind, braucht man nur die richtigen Bedingungen zu schaffen, damit der Nachwuchs hochkommt. Das spart natürlich einen Haufen Geld für Pflanzungen.

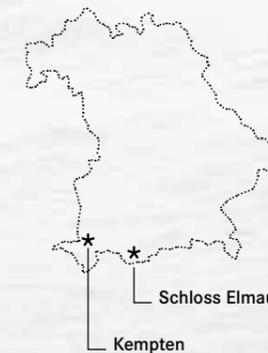
Wir kommen zu einem „Tannenhain“, wie der Laie es vielleicht nennen würde, eine mehrere hundert Quadratmeter große Fläche, wo im Schatten großer alter Bäume eine junge Tanne neben der anderen steht, keine höher als drei oder vier Meter.

Das sieht aber jetzt aus wie eine Pflanzung ...

Ist aber keine. Ein paar Schritte weiter steht eine Gruppe alter Tannen, die die schlimmsten Zeiten des Waldes überstanden haben. Jetzt liefern sie uns eine kostenlose Verjüngung. All diese jungen Tannen

Der Förster in einer Tannenverjüngung. Die Sprösslinge brauchen den Schatten alter Bäume, sonst frieren sie. Sie pflanzen sich von selbst, wenn ein paar alte Tannen in der Nähe sind.

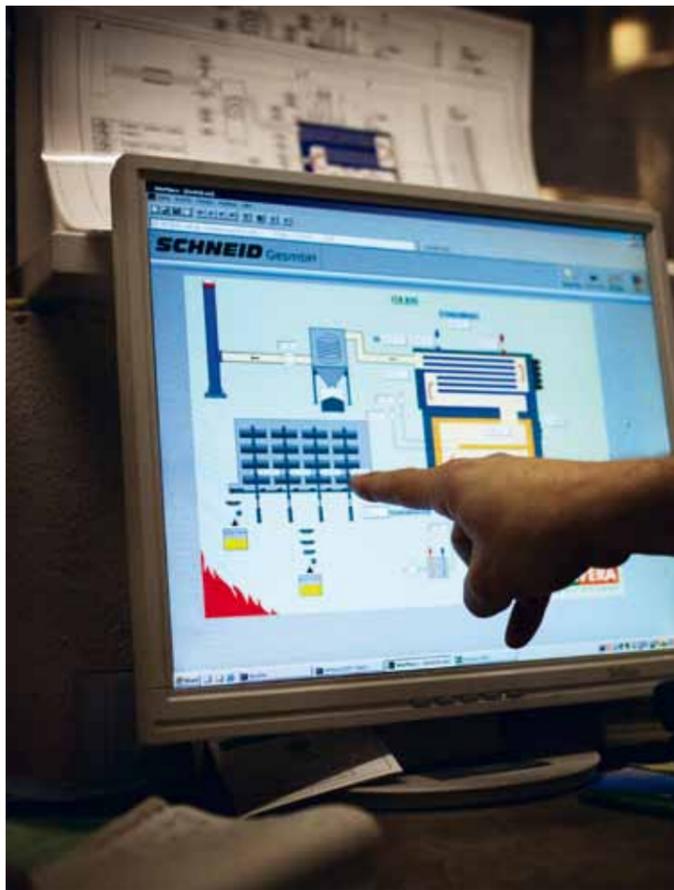
BRENNHOLZ MACHT KARRIERE UND BEKOMMT FÜNF STERNE.



__ Energielieferanten waren die bayerischen Forsten schon immer. Und zwar derart, dass sie daran buchstäblich zugrunde gegangen wären, wenn nicht die „Nachhaltigkeitswende“ die ausgeplünderten Wälder des 18. Jahrhunderts geschützt hätte. Heute feiert der nachwachsende Rohstoff Holz ein von Nachhaltigkeit bestimmtes Hightech-Comeback. Die Heizanlage von Schloss Elmau (850 KW) ist dafür ein vorbildhaftes Beispiel. Die gesamte Hotelanlage, die einem anspruchsvollen Fünf-Sterne-Niveau verpflichtet ist, wird ausschließlich mit Hackschnitzeln beheizt. Welch ein Fortschritt seit jenen finsternen Wälderverheizungszeiten.

Zur traditionellen Energieversorgung der ländlichen Bevölkerung gehört seit jeher die legitime Beschaffung des Brennholzes aus dem Wald. Das ist bis heute so. Wobei die „Selbstwerbung“ heute weniger aus Bedürftigkeit stattfindet, sondern vielmehr Ausdruck eines Lebensstils ist. Immer mehr Selbstwerber holen sich das Holz, weil sie den Wald genießen wollen. Weil sie Spaß haben am spalten und stapeln. Das eigene Brennholz besorgen ist zum Ausgleichssport und Hobby geworden. Auch ein schöner Fortschritt seit jenen finsternen Wälderverheizungszeiten (ab Seite 14).

Das warme Herz von Schloss Elmau: Der Hackschnitzel-Brennkessel heizt seit 2007 das luxuriöse Hotel und Spa weit oben in den bayerischen Bergen.



— Mehrmals in der Woche fährt ein LKW die enge Straße von Garmisch-Partenkirchen in Richtung Schlosshotel Elmau hoch, hält vor einer Verladeluke und schüttet 100 Kubikmeter Hackschnitzel in den Beton-Silo. Das Fünf-Sterne-Haus, das 2005 nach einem Brand beinahe komplett zerstört wurde, wird seit der Wiedereröffnung im Jahr 2007 ausschließlich durch einen Hackschnitzel-Kessel mit einer Leistung von 850 KW beheizt. Es ist eine der größten privaten Anlagen in Bayern. Immer wieder besuchen Hoteliers, Unternehmer und Gemeinderäte das Schlosshotel, um sich über die innovative Heiztechnik zu informieren. Ende Oktober liegen in dem Hochtal bereits 20 Zentimeter Schnee. Ein dünner, hoher Metall-Kamin steht neben dem Badehaus und gibt in regelmäßigen Abständen kleine Dampf Wolken von sich. Wir treffen Dietmar Müller-Elmau im Kaminzimmer des Hotels. Immer wieder steht der Schlossherr während des Gesprächs auf, um Holzscheite ins Feuer zu legen. Es ist wohlrig warm.



INTERVIEW: TOBIAS MOORSTEDT

Herr Müller-Elmau, seit drei Jahren heizen Sie Ihr Hotel und das Badehaus mit einer Hackschnitzel-Anlage. Hatte die Umstellung von Öl auf Holz primär ökonomische oder ökologische Gründe?

Offiziell sage ich natürlich, dass meine Motivation der Umwelt- und Klimaschutz war. Wahrhaft ökologisch wäre es jedoch, hier oben gar nicht zu heizen. Aber wir sind nun mal eben da. Eine Holzheizung ist vor allem aus psychologischen Gründen attraktiv: Holz ist sympathisch und sinnlich, ist ein archaisches und natürliches Material.

Das heißt, es ging Ihnen gar nicht ums Geld?

Eine Hackschnitzel-Heizung erscheint wirtschaftlich sehr attraktiv, da der Preis für fossile Brennstoffe immer weiter steigt. Ich habe mehr als eine Million Euro in die Anlage investiert, aber da das Heizöl in den vergangenen Jahren so teuer war, kann man mit ein bisschen Rechenarbeit behaupten, die Kosten hätten sich nach nur zwei Jahren amortisiert. So einfach ist es leider dann doch nicht: Der Holzpreis ist nicht konstant, sondern orientiert sich am Energiemarkt und dem Angebot. Wenn es in unserer Region mal keinen Windwurf gibt, dann müssen wir plötzlich Holzreste aus dem Tölzer Land oder aus Österreich importieren. Das beste Argument für die Holzheizung ist meiner Meinung nach ein politisches: Ich unterstütze nicht länger die Öl-Regime im Mittleren Osten. Wir müssen unsere Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen verringern.

Lief die Umstellung von Öl auf Holz denn weitgehend glatt?

Im Gegenteil! Wissen Sie, die Ölheizung beruht auf einem eingespielten System, mit dem sich auch hier im Hinterland jeder Installateur auskennt. Die Hackschnitzel-Heizung aber ist ein relativ neues Produkt mit einigen Kinderkrankheiten. Die Anlage läuft nicht von alleine, sondern muss permanent gefüttert, überwacht und gereinigt werden. Man hat relativ hohe Personalkosten. Dann ist der Preisvorteil gegenüber dem Öl schon gar nicht mehr so groß. Wir mussten viel Lehrgeld zahlen. Wir hatten in unserem Zwischenlager zum Beispiel plötzlich

Leben im Holz: Schlossherr Dietmar Müller-Elmau (links) schätzt neben dem Preisvorteil von Holz gegenüber fossilen Brennstoffen auch den „psychologischen Mehrwert“. Holger Otto, der technische Leiter des Hotels (rechts unten), kümmert sich um Wartung und Befuerung der computergesteuerten Anlage.

eine Schlangen-Invasion. Tausende Ringelnattern haben in dem warmen Holzberg gebrütet. Ich habe gelernt, dass es nicht so einfach ist, ein System zu ändern. Die Komplexität ist nicht ganz zu durchschauen, irgendetwas vergisst man immer. Man hangelt sich so langsam vor.

Welche Probleme gab es genau?

Das fängt mit dem Material an: Am Anfang kamen dichte Rauchschwaden aus dem Kamin, so dass wir zwischenzeitlich das Spa schließen mussten. Der Verbrennungsprozess hängt maßgeblich mit dem Rinden- und Feuchtigkeitsgehalt der Hackschnitzel zusammen. Man braucht eine hohe Qualität des Brennmaterials, will aber natürlich kein zu hochwertiges, sägefähiges Holz verwenden. Wir hatten auch immer wieder Störungen, weil sich ein Ast in der Kessel-Luke verklemmt hat, und das Feuer drohte, sich in den Silo auszubreiten. Dann geht der Alarm und die Sprinkleranlage los und alles steht unter Wasser. Ich kann von Glück sagen, dass ich als Vorsichtsmaßnahme auch eine Ölheizung installieren ließ, die die volle Heizlast tragen kann. Sonst hätten wir Weihnachten 2007 keine Heizung gehabt. Seit einem Jahr aber läuft die Anlage störungsfrei.

Das Schlosshotel Elmau betreibt eine der leistungsstärksten Hackschnitzel-Heizungen in Bayern. Können Sie die Technologie auch anderen Unternehmern empfehlen?

Ich bin kein Ideologe, sondern ein Pragmatiker. Holz ist kein Allheilmittel für alle Energieprobleme. Ich muss mich immer fragen: Wo bin ich und welche Möglichkeiten habe ich? In der trockenen Wüste richte ich keine Hackschnitzelanlage ein, sondern baue eine Solar-Farm. In einem Alpental aber scheint die Sonne nur wenige Stunden am

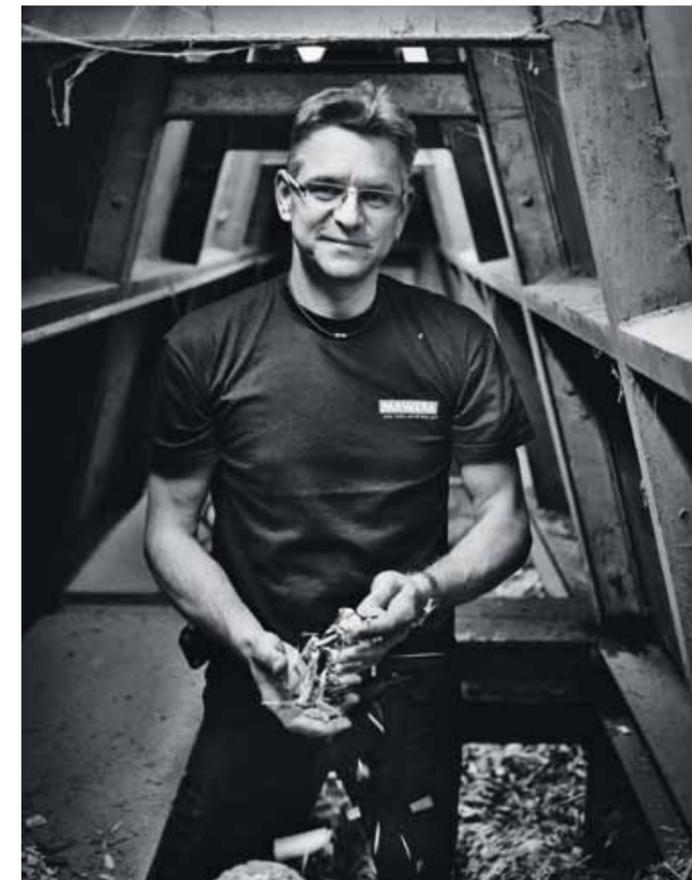
Tag, dafür wächst der Wald vor der Haustür... es macht also Sinn. Wir leben hier mitten im Holz, die Wege sind kurz und es gibt auch genügend Platz für Lagerung und Logistik. Ob es Sinn macht, in der Innenstadt eine Hackschnitzelanlage zu installieren, scheint mir zweifelhaft. Mir gefällt an unserer Anlage vor allem, dass es sich um ein regionales Konzept handelt. Wir beziehen das Holz von einem lokalen Maschinenring, einem Zusammenschluss von Bauern, und schaffen so nachhaltige Arbeitsplätze. Es gibt auf dem Markt ja auch Hackschnitzel aus Indonesien oder Brasilien – da wird der Umweltschutzgedanke ad absurdum geführt.

Sie planen mittelfristig, die Heizleistung zu erhöhen und ein kleines, lokales Fernwärme-Netzwerk in den Bergen zu errichten. Möchten Sie ein autarkes System aufbauen?

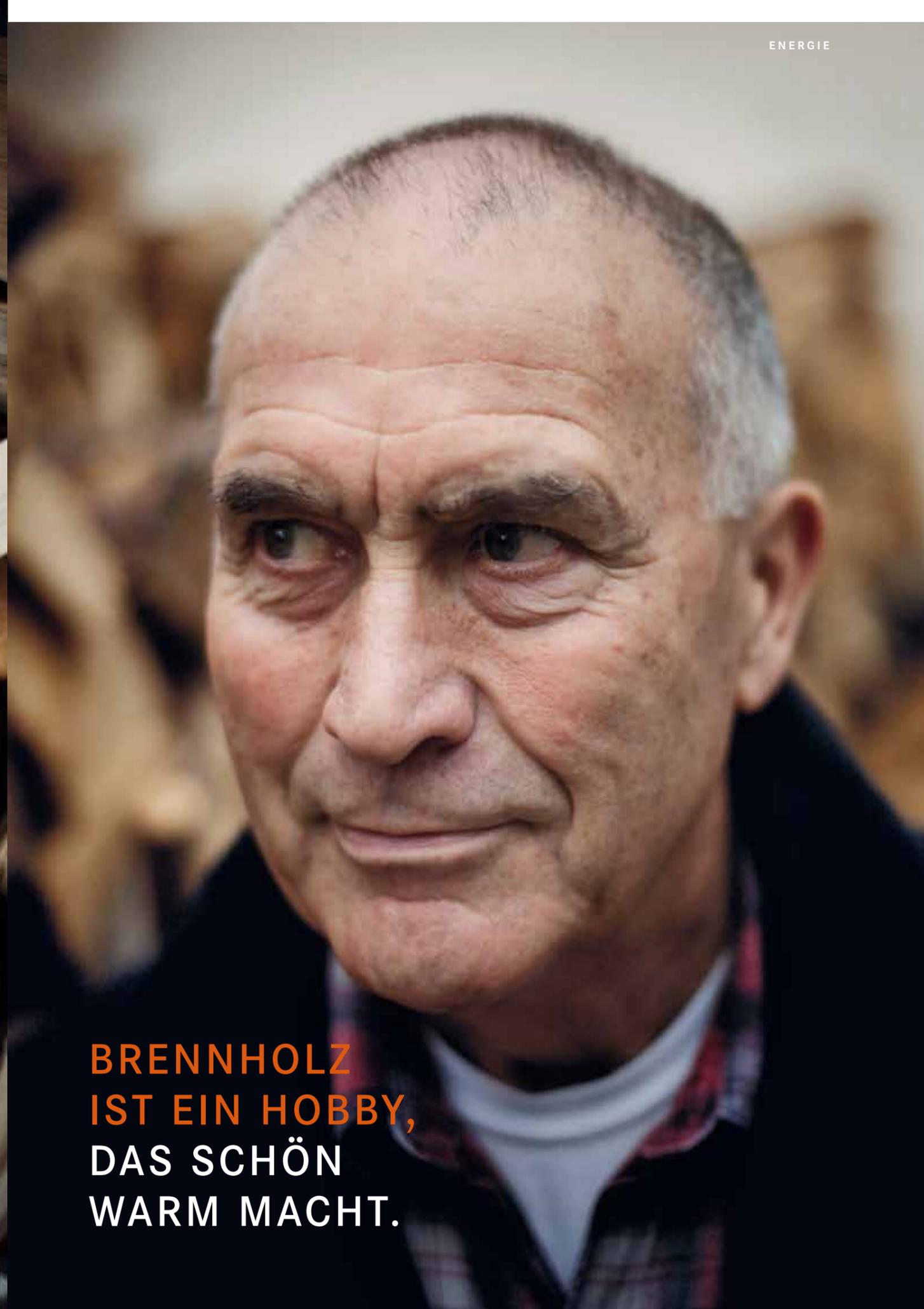
Jeder Unternehmer wäre gerne autark. Elmau hat eine Tradition der Unabhängigkeit vom Tal und anderen Systemen. Wir haben hier ein kleines Wasserkraftwerk mit 100 Jahre alten Turbinen – wunderbare Maschinen, die noch immer Strom erzeugen. Und wir haben auch eine biologische Kläranlage gebaut. Noch beziehen wir einen Großteil unseres Stroms aus dem Tal. Ich denke, mit einer Kombination aus Holzheizung, Wasserkraft, Solaranlage und Geothermie könnte man sich unabhängig machen. Ich würde gerne auch unser Wasserkraftwerk vergrößern und Solarzellen auf das Dach schrauben – aber ich darf nicht, die Grünen und der Denkmalschutz sind dagegen.

Im dem Hochtal ist es im Winter oft bis zu minus 30 Grad kalt. Kann die Hackschnitzel-Heizung den Energiebedarf denn alleine bewältigen?

Grundsätzlich schon. Wir müssen nur manchmal in Spitzen-Zeiten die Ölheizung dazu schalten. Gerne machen wir das nicht, denn eine Ölheizung muss perfekt funktionieren, um nicht diesen Motorduft in der Luft zu hinterlassen. Wissen Sie, für ein Spa-Hotel mitten in den Alpen sind klare Luft, sauberes Wasser und weißer Schnee die Geschäftsgrundlage.



Über 500 000 Festmeter Brennholz stellen die Bayerischen Staatsforsten jährlich für rund 40 000 sogenannte Kleinselbsterwerber und Brennholzkäufer zur Verfügung.



**BRENNHOLZ
IST EIN HOBBY,
DAS SCHÖN
WARM MACHT.**



SICHER HOLZ MACHEN

Die Waldarbeit und damit auch die Aufarbeitung von Brennholz ist trotz moderner Ausrüstung immer noch sehr gefährlich. Allein im Kalenderjahr 2009 waren in ganz Bayern 19 Tote zu beklagen. Grund genug für die Bayerischen Staatsforsten, Verantwortung zu übernehmen. Aber nicht nur für die eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sondern auch für die mehr als 40 000 privaten Selbstwerber. Im Rahmen der Zertifizierung der bayerischen Staatswälder durch die anerkannte Waldschutzorganisation PEFC fördern die Bayerischen Staatsforsten daher bis 2013 von allen Selbstwerbern die Teilnahme an qualifizierenden Motorsägenlehrgängen. Solche Lehrgänge werden zukünftig verstärkt von den Forstbetrieben der Bayerischen Staatsforsten angeboten, um ein ausreichendes Angebot sicherzustellen. Mehr dazu unter: www.baysf.de



Altes Handwerk: Stier hat schon als Kind gelernt, mit der Axt umzugehen und im wilden Wald zu arbeiten. Die Schwerstarbeit ist für ihn auch eine schöne Erinnerung an die Jugend. Menschen, die keine Erfahrung mit Werkzeug und Wald haben, rät der Bauernsohn aber: Kauft das Holz lieber im Baumarkt. Oder bei anderen Anbietern, wie z. B. Waldbesitzervereinigungen.

Wie lange brauchen Sie denn ungefähr, um das Holz aus dem Wald ins Haus zu bringen und ofenfertig zu machen?

Das kommt ganz drauf an, welches Holzkontingent ich vom Förster zugewiesen bekomme. Manchmal sind es die Reste der Holzerte, dann geht es schneller. Manchmal handelt es sich aber auch um stehendes Holz in einem jungen Bestand, dann muss ich mit der Motorsäge ran. Eine große Rolle spielt auch, ob mein Erntefeld in der Nähe einer Abfuhrstelle liegt, oder ob ich das Holz durch das Gebüsch und einen Abhang hoch schleppen muss. Ich arbeite ungefähr eine Woche im Wald. Und eine weitere Woche dauert es, bis ich das Holz auf Scheitlänge abgesägt, gespalten und geschichtet habe. Dann ist die Ernte abgeschlossen. Das ist schon ein gutes Gefühl, das Holz sauber geschichtet zu sehen. Ein Jahr müssen die Scheite mindestens trocknen.

Kann sich jeder Mensch sein Holz aus dem Staatsforst besorgen? Und braucht man dafür besondere Kenntnisse?

Grundsätzlich kann jeder beim Förster anrufen und sich ein Holzkontingent zuweisen lassen. Allerdings ist die Nachfrage streckenweise sehr hoch, so dass man schon Stammkunde sein muss, um sofort etwas zugeteilt zu bekommen. Ich war zwar lange Banker, und mir hat die Arbeit im Büro auch viel Spaß gemacht, aber ich stamme ursprünglich aus einer Oberallgäuer Landwirtschaft. Als Bub musste ich oft mit dem Vater ins Holz gehen, nicht weil es da schön war, sondern weil die Arbeit getan werden muss. So habe ich eine Verbindung zum Wald und zur Natur und kenne die Werkzeuge und Hand-

griffe. Menschen ohne Vorwissen sollten das meiner Meinung nach nicht machen. Man braucht eine Motorsäge und das ist ein gefährliches Werkzeug. Und man sollte über den Umgang mit einem Baumstamm im Wald Bescheid wissen. Wer so etwas noch nie gemacht hat, kauft sich das Holz lieber im Baumarkt.

Im Allgäu wird seit Jahrhunderten mit Holz geheizt. Sehen Sie die Renaissance des Kamins auch als Reaktion auf die Klima- und Ölkrise?

Diese Gedanken spielen schon eine Rolle. Zwar ist auch klar, dass wir nicht jedes Gebäude in Deutschland mit Holz heizen können, weil wir das hochwertige Holz als Baumaterial brauchen. Aber das, was eh im Wald liegen bleibt und nicht als Totholz dem Naturschutz dient, sollten wir schon rausholen, das Dürr- und Restholz, bevor es verfault oder dem Borkenkäfer als Brutstätte dient. Das hat auch mit Waldschutz zu tun. Diese Einstellung versuche ich auch meinen Enkeln zu vermitteln; dass sie Bäume nicht nur als Brennmaterial betrachten, sondern den Wald als Ganzes sehen, als Lebensraum und Erlebnisraum. Im Wald gehe ich mit den Kindern wandern und radeln, im Herbst suchen wir Pilze und im Winter geheimnisvolle Tierspuren im Schnee. Ein Kamin kann also auch ein bisschen Wissen über die Natur vermitteln, denn man lernt, dass da nicht nur ein Baum steht, sondern eine Weißtanne oder Fichte, eine Buche, Ulme, Esche.

Können Sie die Häuser denn alleine mit dem Kachelofen heizen?

Die Energieleistung ist auf jeden Fall so groß, dass wir in der Übergangszeit bis Ende November kein Gas oder Öl brauchen. Vier bis fünf Ster Holz brauchen wir im Winter pro Haus. Wenn es richtig knackig kalt wird, dann muss man schon die Gasheizung dazu schalten. Uns geht es vor allem darum, dass wir einen Kaminofen haben, der nicht nur als Wärmequelle dient, sondern auch eine schöne Atmosphäre im Haus schafft. Wenn ich das Holz im Kamin knacken höre, dann ist das eine andere Art von Wärme, als wenn ich nur den Thermostat aufdrehe.

Ein Mal im Jahr macht sich Eugen Stier auf in den Wald, um sicher zu stellen, dass seine Familie im kommenden Winter nicht friert. Der pensionierte Sparkassendirektor aus Kempten bohrt jedoch nicht nach Öl und gräbt auch nicht nach Kohle, sondern beschafft sich im Staatsforst das Brennholz für die Kaminöfen seiner Familie. Damit liegt der 71-Jährige im Trend: In Deutschland brennen mittlerweile mehr als 14 Millionen Holzöfen. Viele Ofenbesitzer schlagen das Holz selbst im Wald – an dem Angebot der Bayerischen Staatsforsten schätzt Stier den fairen Preis ebenso wie die Nähe zur Natur.

INTERVIEW: TOBIAS MOORSTEDT

Herr Stier, wie wird ein ehemaliger Sparkassendirektor zum Hobby-Holzfäller?

Vor etwa fünf Jahren haben sich meine Tochter und der Schwiegersohn ein Haus mit einem großen Kachelofen gebaut. Und irgendwo muss das Brennmaterial ja auch herkommen, weshalb dann bald die Frage aufkam: „Sag mal, Opa, es gibt doch die Möglichkeit, das Holz direkt aus dem Staatswald zu holen?“ Und weil ich ein gütiger Mensch bin, habe ich zugesagt, mich um die Holzversorgung meiner Familie zu kümmern. Seitdem gehe ich einmal im Jahr in den Wald und schlage acht bis zehn Ster (Raummeter). Manchmal ist es Fichte. Manchmal auch Buche. Den Kindern ist es recht, weil sie sich Geld sparen, und weil der Opa eine sinnvolle Beschäftigung hat. Und mir macht es Freude.

Als Ex-Banker kennen Sie sich mit Zahlen aus: Wie viel Geld kann man als Selbstversorger in Sachen Holz denn sparen?

Auf dem freien Markt kostet ein Ster ofenfertig zwischen 50 und 80 Euro. Dem Förster zahle ich je nach Art und Qualität des Holzes zwischen zehn und 20 Euro – pro Jahr kann man also schon ein paar hundert Euro sparen. Aber in der Zeit, die ich im Wald verbringe, könnte ich ja natürlich auch was anderes machen. Und mein Stundenlohn ist hoch. Im Ernst: Wenn man den Arbeitsaufwand einrechnet, dann lohnt es sich nicht. Es ist eher ein ideelles Hobby.



Warum und wie sind Sie Förster geworden?

Ich stamme aus dem Bayerischen Wald, aus einem land- und forstwirtschaftlichen Betrieb mit 180 Hektar. Ich bin mit Wald aufgewachsen an der tschechischen Grenze, und da hat sich schon sehr früh der Wunsch ergeben, im Wald zu arbeiten. Dann ist das irgendwie ins Laufen gekommen. Internat, Fachoberschule, Fachhochschule in Weihenstephan, und dann bin ich halt Förster geworden.

Man wird aber nicht gleich Förster, wenn man von der Fachhochschule kommt?

Nein, es gibt eine einjährige Anwärterzeit, die mit der Forstinspektorenprüfung abgeschlossen wird. Die Übernahmekancen waren damals sehr schlecht. Bei mir hat es aber geklappt. Ich bin drei Jahre am Forstamt Landau an der Isar gewesen: Zur besonderen Verwendung. Das heißt, ich habe Geschäftsaushilfe in verschiedenen Revieren gemacht. Was für einen jungen Forstbeamten sehr von Vorteil ist. Nach drei Jahren haben wir uns in die Oberpfalz beworben.

Da waren Sie schon verheiratet?

Ja, damals hatten wir schon zwei kleine Kinder. *Monika Frisch sitzt mit am Tisch und lächelt.*

Frau Frisch, Sie sind die Mutter dieser Kinder. Wussten Sie von Anfang an, dass Ihr Mann ein Förster werden will?

Ja, ich war auf alles gefasst.

War sein Berufsziel einer der Gründe, warum Sie ...

Nein, das nicht. Aber ich glaube, es gibt Schlimmeres, als einen Förster zum Mann zu haben.

Sie haben dann dieses Haus bezogen, Herr Frisch?

Ja, vor 13 Jahren. Mein Vorgänger hat vor uns hier 40 Jahre lang gewohnt und sein Revier betrieben ...

Also, sein Leben lang. Wird das auch für Sie eine Lebensposition?

Das müssen Sie mich in 27 Jahren fragen. Was ich aber zur Zeit erlebe, ist, dass ich mit dem Wald verwachse. Der Wald verändert sich mit mir. Und das ist schön, diese Entwicklungen zu sehen und zu steuern. Es macht schon Sinn, dass die Leute lang auf den Revieren bleiben.

Jetzt kommt das „Gesetz des Örtlichen“.

So ist es. Jeder Standort hat seine Besonderheiten, eben das Gesetz des Örtlichen. Böden, Klima, Vorgeschichte und vieles mehr. Und es braucht drei, vier, fünf Jahre, bis man damit wirklich vertraut ist. Es gibt dann nur wenige, die sich nach zehn Jahren wieder versetzen lassen. Man ist einfach zusammengewachsen mit dem Wald.

Es sei denn, eine Reform kommt dazwischen. Hat sich da was geändert?

Wir haben uns wohl gefühlt in der Bayerischen Staatsforstverwaltung: Das Einheitsforstamt, die Betreuung des Privatwaldes, alles in einer Hand, die hoheitlichen Funktionen, die Beförderung der Kirchenwälder und die Bewirtschaftung des Staatswaldes. Die Forstreform hat das dann getrennt. Wir sind ins kalte Wasser geworfen worden. Hinzu kam die Befürchtung, dass die Betriebswirtschaft zu sehr in den Vordergrund gestellt wird. Danach sah es anfänglich auch aus ...

Die Bayerischen Staatsforsten sind ja in der Tat auch ausgegliedert worden mit dem Auftrag, sich als ein betriebswirtschaftlich ausgerichtetes Unternehmen zu verstehen.

Das ist ja im Prinzip nicht schlecht, wenn man mit dem Wald Geld verdienen will. Ich denke jetzt an meinen Vater und seine 180 Hektar Wald; wenn der kein Geld verdient, dann verhungert er. Aber vor fünf Jahren waren die Ängste einfach da, dass die Betriebswirtschaft zu dominant wird. So ist es dann aber nicht gekommen. Die Funktionen des Waldes für das Allgemeinwohl haben dann doch an Bedeutung gewonnen. Ich erinnere an das Erholungskonzept, an die Naturschutzkonzepte, die sich mit den Jahren entwickelt haben. Die hat es ja vor fünf Jahren nicht gegeben.

Sie sind heute also ausgewogen aufgestellt?

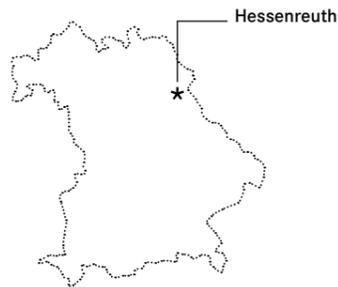
Ja, heute stellt sich das alles viel ausgewogener dar. Es hat ja viel Kritik gegeben, vom Bund Naturschutz, vom Landesbund für Vogelschutz und vielen anderen, auch der Presse. Damals hat ja es nur einen Schnitt gegeben und dann war erstmal nix.

Mit der Reform kamen ja auch die Servicestellen, die tief in das Berufsbild des Revierleiters eingeschnitten haben ...

... das Berufsbild hat sich tatsächlich sehr gewandelt in den letzten fünf Jahren. Früher hat der Förster von der Planung über die Ausführung bis zur Erfolgskontrolle alles selber gemacht. Das hat sich jetzt geändert. Die Waldarbeiter sind den Servicestellen zugeordnet, von denen auch die maschinelle Holzernte gemanagt wird. Beim Förster ist die biologische Produktion, sprich das Auszeichnen der Bestände und die Gesamtverantwortung für das Revier geblieben.

Sie markieren die Bäume, die zu schlagen sind?

Wir markieren die zu entnehmenden Bäume, machen die Gassenerschließung, und die Servicestelle übernimmt dann diesen vorbereiteten Bestand mit ihren Forstwirtschaftsmeistern, die zugeteilt sind. Sie organisiert auch den Maschineneinsatz, nimmt das Holz auf, das dann über den Forstbetrieb verkauft wird.



__ Wir machen uns auf die Suche nach der Gemütslage der Bayerischen Staatsforsten. Dazu brauchen wir keine Befragung, keine Tiefeninterviews, nichts aus dem Arsenal der Meinungsforscher. Wir nehmen unseren Zeigefinger, lassen ihn über der Karte des Staatswaldes kreisen, stoßen zu und fahren nach Hessenreuth. Dort treffen wir Hans Frisch – und sind mitten drin. In der Gemütslage der Bayerischen Staatsforsten.

INTERVIEW: GERNOT WÜSCHNER



DER SCHÖNSTE BERUF DER WELT. IMMER NOCH.

Das Berufsbild des Försters hat sich geändert.
Die Faszination Wald ist geblieben.

Bleibt bei dieser Arbeitsteilung für den Revierleiter noch genug zu tun?

Das System der Servicestellen geht einher mit der Vergrößerung der Flächen in den Revieren. Mein ehemaliges Revier bei der Bayerischen Staatsforstverwaltung hat 1 500 Hektar gehabt mit einem Einschlag von 6 500 Festmetern. Das neue Revier in den Bayerischen Staatsforsten hat jetzt 2 300 Hektar mit einem Einschlag von 15 000 Festmetern. Also, wenn ich da alles selber machen müsste, das ginge gar nicht mehr. Ich betrachte das nicht als Beschneidung, ich betrachte es als Unterstützung.

Aber das Berufsbild hat sich dadurch geändert?

Mei, jeder Beruf wandelt sich, ob das jetzt beim Schreiner ist oder im digitalisierten Büro. So hat sich auch unser Beruf gewandelt. Der Wandel an sich ist ja nichts Schlechtes, es darf bloß kein Selbstzweck sein. Bei manchen „Changeprozessen“ hat man schon das Gefühl, es wird gewandelt um des Wandels willen. Viele Kollegen haben die Servicestellen sehr kritisch gesehen, mittlerweile hat es sich eingespielt. Es gibt ganz, ganz wenig Sand im Getriebe.

Die Vergrößerung der Reviere entstand durch Zusammenlegung? Ein Revier wurde aufgelöst und wurde anderen zugeteilt?

Genauso ist es gewesen. Man hat das damals sehr sozialverträglich gemacht. Die Bayerischen Staatsforsten haben ältere Kollegen, die nur noch wenige Jahre gehabt haben, in den Forstbetrieb übernommen und deren Reviere dann anderen Revieren zugeschlagen. Wer auf einem Revier gesessen ist, musste wenig Angst haben, dass ihm das Revier genommen wird. Da gibt es ganz wenige Fälle, die kann man an einer Hand abzählen.

Sie arbeiten und wohnen in einem alten Forsthaus. Hat das Haus Sie bei der Wahl ihres Reviers beeinflusst? Oder welche Rolle spielt das Haus für Sie?

Für meine Familie, insbesondere für meine Frau, hat das eine große Rolle gespielt. Für mich weniger. Wir haben uns mehrere Reviere angeschaut, auch ein Revier im Bayerischen Wald, an der tschechischen Grenze, mit einem sehr hoch gelegenen Haus. Und dann waren wir hier, und meine Frau hatte sich von Anfang an in das Haus verliebt. Bei der Ortswahl ist es immer gut, wenn man auf die Frau Rücksicht nimmt, da gibt es nachher keinen Ärger. Ich habe gerade gehört, dass Sie, Frau Frisch, mit Ausschlag gebend waren, was die Wahl des Hauses und damit auch des Reviers betrifft?

Jein. Für mich war halt wichtig, dass sich mein Mann und die Kinder wohl fühlen sollten, dass das alles passt, das Revier und das Umfeld.



Keine Idylle. Nur das ganz normale Leben. Die Tochter Theresa (links) will nach einem Schulausflug nach Berlin Streetworkerin werden. Vater Hans Frisch (Mitte) bei der virtuellen Revierbegehung. Das alles in einem Försterhaus (rechts) aus den zwanziger Jahren mit der obligatorischen Trophäenwand (Mitte unten).



Und da kam es halt hinzu, dass das Haus auch noch schön war und der Garten groß und die Nachbarn nett. Viel mehr geht nicht!

Der Flecken in dem Sie wohnen hat 73 Einwohner ...

Bitte nicht übertreiben: 71 Einwohner!

... also 71 Einwohner und liegt nicht am Nabel der Welt. Aber auch nach Regensburg zur Zentrale ist es ein gutes Stück, Herr Frisch.

Wir Revierleiter fahren selten nach Regensburg.

Regensburg kommt zu Ihnen, wenn schon?

Die Zentrale ist nirgends weit weg. Viele Aufgaben sind in der Zentrale gebündelt. Die Zentrale entscheidet. Die Bereichsleiter, der Vorstand sitzen in der Zentrale, also die Zentrale ist allgegenwärtig. Das ist überhaupt nicht negativ gemeint, sondern Regensburg ist nun mal der zentrale Punkt der Bayerischen Staatsforsten. Von der Zentrale geht alles aus, die ist nirgends weit weg. Ob man nun im Odenwald ist oder wie wir in der Oberpfalz.

Wünschen Sie sich manchmal, dass die Zentrale noch besser wüsste, wie es Ihnen vor Ort hier geht?

Wir sind mit den Kollegen in der Zentrale doch sehr vertraut! Das sind ja keine Unbekannten. Man kennt sich von früher oder man hat sich bei den Bayerischen Staatsforsten kennen gelernt. Es sind ja großenteils Kollegen, die Revierleiter waren; die wissen schon, was hier draußen läuft.

Keine Entfremdung?

Nein, keine Entfremdung. Natürlich gibt es Entscheidungen, die wir kritisch betrachten. Aber das ist, glaube ich, in jeder Firma so und bei einer Anstalt öffentlichen Rechts eben auch. Wie „nah“ ist Ihnen denn der Forstbetrieb, zu dem Ihr Revier gehört?

Im Vergleich zu früher ist der Forstbetrieb relativ weit weg, rein von der Entfernung her. Die Flächenausdehnung, die die Forstbetriebe erfahren haben, ist immens. Früher bin ich zum Forstamt fünf Minuten gefahren, heute fahre ich eine knappe Stunde. Da fährt man nicht kurz mal vorbei, das muss schon eine Dienstbesprechung sein. Ich glaube, insgesamt war es eines der Ziele der Forstreform, die Leute vor Ort zu stärken und den Forstbetrieben und Revieren mehr Verantwortung zu geben.

Macht das den Umgang miteinander nicht ein bisschen förmlicher?

Unser Chef ist auch nach der Reform der gleiche geblieben. Man kennt sich. Die persönlichen Beziehungen bleiben. Was viel mehr gelitten hat, ist der persönliche Kontakt zwischen den Revierleitern. Früher kam man öfter zusammen – bei einem gemeinsamen Ansitz oder bei einer kleinen Drückjagd; das fällt jetzt weg oder beschränkt sich auf wenige Termine im Jahr!

Wie werden denn neue Strategien, die die ganzen Staatsforsten betreffen, umgesetzt? Beim Waldbau zum Beispiel?

Das Konzept wird in der Zentrale erarbeitet, in diesem Fall im Bereich Waldbau. Dann werden wir geschult. In 14 Tagen – zum Beispiel –

bin ich auf einer Schulung über die Pflege der Buche. Alle Konzepte und Richtlinien sind aber auch so angelegt, dass sie uns bestimmte Freiheiten lassen. Sie wissen schon: Das Gesetz des Örtlichen! Also, sture Vorgaben für ganz Bayern – so was gibt's nicht. Das kann nicht funktionieren.

Wie wird dann kontrolliert, ob die Ziele im Waldbau erreicht werden?

Alle zehn Jahre läuft eine Forsteinrichtung, der eine zehnjährige Planung unterliegt. Alle drei Jahre wird der Vollzug überprüft. Wir nennen das „Naturales Controlling“. Die Verantwortlichen prüfen dann: Waren die Planungen richtig? Stimmt die Umsetzung draußen in den Revieren? Zeichnen sich Veränderungen ab? Also, was den Waldbau angeht – das läuft sehr gut.

Trotz allem – das ist ja kein Geheimnis, wird in der Presse regelmäßig veröffentlicht, dass es eine gewisse Unzufriedenheit gibt. Wo kommt die Reform nicht an? Beim Mittelbau? Bei den Waldarbeitern? Wo sitzt das Unbehagen?

Ich glaube in allen Bereichen. Wir haben gute Konzepte. Wir versuchen sie hier draußen gut umzusetzen. Aber die Arbeit ist nicht weniger geworden seit der Reform. Es gibt Arbeiten, die man messen kann: Einschlag, Hektar Kulturfläche, Hektar Pflege. Nicht messbar ist die Arbeit, die die Fläche an sich macht. Es gibt immer einen Wanderverein, der einen Termin will, weil ein Ast oder ein Baum über einem Wanderweg liegt. Es gibt immer eine Gemeinde, die eine Wasserleitung bauen will.





Frau Frisch (links) inspiziert den spätherbstlichen Bauerngarten. Währenddessen bewacht der Dackel den Holzofen. Er soll aber auch vortreffliche Arbeit am Fuchsbau leisten. Die große Passion der Förstersgattin ist die Fertigung religiöser Kleinfiguren (rechts). Das gastliche Wohnzimmer ist mit ihren Arbeiten geschmückt. Ein guter Ort für besinnliche Minuten.



Es gibt immer mehr Arbeiten, die man nicht sieht, weil sie einfach von der Fläche verursacht werden. Die Unterstützung durch die Waldarbeiter ist nur bedingt verfügbar. Die Möglichkeit, Arbeiten zu delegieren, ist sehr begrenzt. Sie ist jedenfalls nicht in dem Ausmaß möglich, wie vielleicht der Eine oder Andere sich das wünscht. Das verursacht Unzufriedenheit bei den Revierleitern. Bei den Waldarbeitern ist es das Unbehagen, nicht mehr einem bestimmten Revier zugehören. An diese Zugehörigkeit waren sie jahrzehntlang gewöhnt. Das aufzugeben war und ist schwer.

Von außen hat man manchmal den Eindruck, als ob es unabhängig von guten Gründen eine Haltung gibt, der einfach das „Ganze“ nicht passt?

Ich glaube, das ist vorbei. Das hat man überwunden. Das gab es die ersten ein, zwei Jahre. Man hört zum Beispiel nicht mehr, dass einer sagt, er traure dem alten Forstamt noch nach. Was nach der Reform gekommen ist, dieses schnelle Veränderungstempo, das hätte man etwas langsamer angehen sollen. Nicht so taifunmäßig: Jede Woche oder jeden Monat ein neues Projekt. Das war zu viel, das hat die Leute überfordert. Momentan beim Nachhaltigkeitskonzept II (*Unternehmenskonzept für die Geschäftsjahre 2012 bis 2016*) besinnt man sich.

Ist die Reform trotz allem eine Erfolgsgeschichte?

Ja! Wir haben viel erreicht in den letzten fünf Jahren. Und nicht bloß, was die finanzielle

Seite betrifft! Auch die ökologischen Maßnahmen entwickeln sich gut, beim Naturschutz kommen wir gut vorwärts. Und, was mir besonders am Herzen liegt, bei der sozialen Nutzung des Waldes geschieht vieles. Wir brauchen uns nicht zu verstecken. Die Kritik von außen lässt allmählich auch nach.

Naja?

Doch – da hat sich was verändert. Zum Beispiel beim Bodenschutz. Bei Schlechtwetter wird die Rückung halt eingestellt. Wir haben anfänglich vielleicht die emotionale Beziehung der Bevölkerung zum Wald unterschätzt. Aber wir sind sensibler geworden. Ich habe in diesem Jahr einen großen Hieb gemacht, der sehr sinnvoll war. Die Leute betrachten das sehr kritisch. Also gehe ich auf die Leute zu und erkläre ihnen, warum das gut und richtig ist.

War das früher anders?

Zu Zeiten der Staatsforstverwaltung hat es einen gewissen Vertrauensvorschuss gegeben. Wenn der Förster was gemacht hat, dann war das in Ordnung. Wenn die das machen, dann wird es schon richtig sein. Das hat sich gedreht mit der Reform. Jetzt ist man erst mal skeptisch und betrachtet es kritisch. Man muss mit den Menschen reden, dann lösen sich die Vorbehalte meistens in Wohlgefallen auf.

Ihre Aufgabe ist es, das Vertrauen wieder zu gewinnen.

Ja, diese Vertrauensarbeit unterschätzt man, auch die Unternehmensleitung. Das muss man sagen. Unser Vorteil ist, wir sind ja die

Gleichen geblieben, vor und nach der Reform. Das macht vieles leichter in der Kommune und in der Region.

Sie haben den Vorteil der emotionalen Nähe?

Ja, damit müssen wir aber gut umgehen. Die Waldpädagogik, zum Beispiel, ist im Zuge der Reform zum Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten gekommen. Wir machen trotzdem weiter – in der Erwachsenenbildung. Dieses Jahr hat es bei mir wieder eine Führung gegeben. Der Verein „Unser Hessenreuther Wald“ wollte sich mal die naturnahe Bewirtschaftung anschauen. Gleiches gilt für den Landesbund für Vogelschutz.

Wäre jetzt nicht der Moment – wo man das Wirtschaftliche im Griff hat –, dass man sich den sozialen Aspekten wieder stärker öffnet?

Das stimmt, den sozialen Bereich hat man unterschätzt. Aber den Nachholbedarf hat man erkannt. Wir müssen das jetzt aber auch umsetzen. Und dazu ist der persönliche Kontakt zur Bevölkerung das Beste.

Der „persönliche Kontakt“ sind Sie?

Das sind wir. Hier kommt es auf jeden Revierleiter an. In diesem Jahr hat es einen externen Evaluierungsbericht gegeben, in dem steht, dass das Revier das Gesicht des Unternehmens ist. Dem stimme ich voll zu. Ein Unternehmen namens Bayerische Staatsforsten ist für die Leute kein Ansprechpartner. Wir sind der Ansprechpartner vor Ort. Die Revierleiter, die haben einen Namen. Und



wenn es ein Problem gibt, dann spricht man miteinander.

Wird das vom Unternehmen so gewollt?

Mittlerweile ja. Vor fünf Jahren war ich mir nicht so sicher, ob man das unbedingt gewollt hat. Da hat man mit einer gewissen Anonymisierung gespielt ...

Aber der Wald gehört zum Leben?

Und wie. Bei mir gibt es in einem guten Jahr 150 Leute, die Brennholz für den Eigenverbrauch sammeln. Ähnlich die Heidelbeer- oder Preiselbeerpflücker ...

Hier deutet sich doch eine ganz aktuelle Beziehung zu Wald und Natur an ...

... das sind wichtige Kontaktpersonen für uns. Die gehen in die Hiebe rein und machen das Restholz zusammen. Die sehen, wie wir arbeiten. Zu denen haben wir einen persönlichen Kontakt. Das Wirtschaftliche spielt dabei eine untergeordnete Rolle.

Wie gestalten Sie Ihre Beziehung zu den Kommunen? Ist das auch so ein gewachsenes Geflecht?

Bei kleineren Angelegenheiten haben wir bei uns den kleinen Dienstweg. Gibt es zum Beispiel eine Beschwerde, dann ruft der Bürgermeister bei mir an und fragt, was ist denn da los? Wir klären das dann – solche Kontakte sind wichtig.

Wie sieht es mit Schulen oder Kindergärten aus?

Die Waldkindergärten gewinnen immer mehr an Bedeutung. Wir haben zwei Kindergärten, die über Wochen und Monate im Wald sind. Die kommen jedes Jahr. Das Interessante dabei: Früher haben wir geglaubt, man muss da ein Programm veranstalten. Überhaupt nicht: Die Kinder beschäftigen sich selber.

Wie sieht es mit der Jagd aus? Sie jagen so viel wie noch nie, oder?

Der Umbau der Wälder erfordert eine waldangepasste Jagd. Das war auch zu Zeiten der Staatsforstverwaltung so. Die Jagdflächen sind größer geworden. Entsprechend auch die Jagden.

Die Jagd, so sagt man, wird profaner. Eine Verwilderung der Jagdsitten wird befürchtet ...

Das haben wir in der Hand! Bei mir findet Ende November immer eine Drückjagd statt, da gibt es hinterher ein Schüsseltreiben im Wirtshaus. Man setzt sich zusammen. Selbstverständlich wird die Strecke gelegt. Dazu fühle ich mich auch zu verbunden mit der Jagd. Es ist wichtig, dass man diese Traditionen bewahrt. Nicht alle Sachen, die wir früher gemacht haben, waren schlecht. Wir haben bestimmte Sachen verändert; und bestimmte Traditionen, die sich bewährt haben, sollten wir beibehalten. 🐾

WIR SIND DER WALD

Lange wurde er von den Menschen als undurchdringliches Übel wahrgenommen. Dann haben die Menschen den Wald für sich entdeckt. Von einem Ort der Bedrängnis zu einem Hort der Inspiration: Der Volkskundler und Waldforscher Professor Dr. Albrecht Lehmann über die Erfolgsgeschichte des deutschen Waldes

__ Nur noch „Das Meer“ und „Die Berge“ lösen vergleichbare Naturerlebnisse aus wie „Der Wald“. Hier wie dort und da ist man Mensch und darf es sein. So seufzen es vor allem Stadtbewohner sehnsüchtig. Der tief wurzelnde gesellschaftliche Anspruch auf den Wald zieht auch entsprechend nachhaltige Spuren in der Kunst. Gustav Mahler vertonte die Waldeslust, Goethe pries die Waldesstille und für die Malerei ist der Wald ohnehin ein unerschöpfliches Motiv. Über alle Zeiten bis in die Moderne und unsere heutigen Tage, wie die Bildzitate dieses Beitrags beweisen. Woher kommt diese besondere Beziehung der Menschen zum Wald? Professor Dr. Albrecht Lehmann, 69, hat sich dieser Frage viele Jahre lang forschend gewidmet. Sein Buch „Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald“ ist ein Ergebnis davon. Kann er uns Aufschluss geben?

INTERVIEW: JAN KIRSTEN BIENER

Professor Lehmann, wann haben wir Deutschen unsere tieferen Gefühle für den Wald entdeckt?

In Italien wurde der Wald in der Antike gerodet, in England früh für Haus- und Schiffbau abgeholzt, in Frankreich wurde in manchen Gegenden noch im 17. Jahrhundert in Lobgebeten gedankt, wenn ein Feuer ein Waldstück vernichtete. In Deutschland gab es hingegen immer viel Wald – und irgendwann begannen die Dichter und Denker, den auch zu besingen. Vor allem ab dem späten 18. Jahrhundert.

Weil die Wälder damals noch weitgehend unberührte, endlose Flächen waren?

Nein, keineswegs. Die Waldfläche in Deutschland ist seit Jahrhunderten mehr oder weniger konstant: Ungefähr 30 Prozent des Landes waren damals und sind heute bewaldet. Und man darf sich den Wald im 18. Jahrhundert keineswegs als unberührten Urwald vorstellen. Im Gegenteil: Die Wälder waren völlig überweidet. Die Forstwirtschaft als ordnende und regelnde Instanz gab es noch nicht. Die Bauern trieben ihre Schweine, Pferde und Kühe in die Wälder, Ziegen fraßen die Blätter von den Bäumen, die Menschen sammelten das Laub vom Waldboden ein, um es als Streu oder als Feuermittel zu nutzen. Zum Vergnügen in den Wald gehen? Auf die Idee wäre damals niemand gekommen. Ende des 18. Jahrhunderts war der deutsche Wald in einem traurigen Zustand.

Obwohl es damals viel weniger Menschen gab.

Sogar deutlich weniger. Aber die Bevölkerung lebte noch zu 90 Prozent ländlich und bäuerlich. Holz wurde vom Feuern bis zum Bauen für alles genutzt. Man spricht auch vom hölzernen Zeitalter. Dagegen waren die Schäden durch das sogenannte Waldsterben vor dreißig Jahren eine Lappalie.

Heute gehen wir in den Wald, um Sport zu treiben oder den Kindern einen Eindruck von Natur zu geben.

Richtig. Heute erfüllt der Wald viele verschiedene Funktionen. Wir gehen in den Wald, um uns zu erholen, um Sport zu treiben – oder zu wirtschaften. Der Wald erfüllt zurzeit mehr Funktionen als jemals zuvor.

Haben die Menschen früher den Wald anders gesehen?

Ja. Nicht als Kraft-, sondern als Versorgungsquelle. Die Leute zapften Harz, es gab Imker, Brennöfen und Köhler. Es wurde Holz gesammelt. Die Menschen sind lange nur in die Wälder gegangen, wenn es auch etwas zu holen gab. Selbst das Pilzesammeln ist in weiten Teilen Deutschlands ein relativ junges Phänomen. In Bayern gab es das zwar schon immer, aber nach Norddeutschland kam das Pilzesammeln erst im 20. Jahrhundert mit den schlesischen Flüchtlingen.

Warum gehen wir heute in den Wald?

Zunächst einmal muss man sagen, dass wir leider gar nicht so häufig in den Wald gehen, wie man meinen sollte. Ein durchschnittlicher Stadtmensch geht in etwa drei Mal pro Jahr in den Wald. Trotzdem wird der Wald als Inspirationsquelle gesehen – und das unabhängig von der sozialen Schicht. Das hat Tradition in Deutschland: Schon die ersten Industriearbeiter gingen regelmäßig in den Wald, um sich dort auf den Waldboden zu legen und sich eins mit der Natur zu fühlen.

Kennen wir Waldbesucher uns überhaupt aus in unseren Wäldern?

Nun, im Durchschnitt erkennen wir Waldbesucher höchstens drei bis vier Baumarten. Bei Singvögeln wird es noch ärger: Da erkennen die meisten höchstens eine oder zwei Arten am Klang.



Links: Auch der Stadtmensch Ernst Ludwig Kirchner hat es getan: Eine expressionistische Huldigung an den Wald: „Wildboden“ aus dem Jahre 1910.

Rechts: Carl Spitzweg „Mädchen mit Ziege im Gebirgstal I“ (1852)





Links: Gerhard Richter, einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart, hat 2005 seine Bilderreihe „Wald“ veröffentlicht. Der Maler stellt sich damit auf seine (abstrakte) Weise in eine lange Kunsttradition, die „Waldmalerei“.

Rechts: Adam Pynacker (1621 – 1673) „Waldlandschaft mit hölzerner Brücke und Hirten“, ohne Datum

„DER ‚WALDSPAZIERGANG‘ IST BEI UNS EINE ART ‚KULTURGUT‘.“

Aber warum ist uns der Wald auf so ungewöhnliche Weise eben doch so vertraut?

Sehen Sie, die Engländer lieben die offene Parklandschaft – aber nicht unbedingt, weil sie schöner, besser oder nützlicher ist, sondern weil sie schlicht ein Teil ihrer persönlichen Lebensgeschichte ist. Jeder Brite war einmal als Kind in einem Park. Bei uns ist der Wald in unser aller Leben hineingewachsen. Viele Menschen mögen zwar Wunder wie Ayers Rock oder Galapagos als besonders beeindruckende Natur bezeichnen, sie sind dann „sprachlos“, wenn sie solche Landschaftsformen sehen. Aber der Wald hat für uns eine besonders ausgeprägte emotionale Qualität. Er ist für viele ein „Gedächtnisort“ aus der Kindheit. Er berührt unser Gefühl deshalb letztlich mehr als andere Landschaften.

Fast alle Eltern gehen mit ihren Kindern in den Wald.

Genau. Jetzt müssen sich die Eltern nur noch einigen, was sie ihren Kindern eigentlich zeigen wollen. Denn Frauen sehen den Wald oft ganz anders als Männer. Sie achten auf kleine Formen, auf Wurzeln, Pflanzen, auch auf die Gerüche im Wald. Kurzum: Sie schauen auch mal nach unten. Männer blicken fast ausschließlich Richtung Horizont, um das Panorama zu erhaschen. Kinder wiederum haben für den Weitblick gar keinen Sinn. Die brauchen eigentlich auch keine Waldspaziergänge, weil sie sich viel lieber an einer Stelle aufhalten. Die wollen Steine und Blätter sammeln oder an einem Bach spielen. In dieser Hinsicht sind die Frauen auch die zuverlässigeren Kontaktpersonen für die Kinder. Salopp gesagt neigt der Vater dazu, in die Ferne zu schweifen, während das Kind sich im Unterholz verläuft.

Sind Sie selber zum Nachdenken schon mal in den Wald gegangen?

Ich kann auch sehr gut in meinem Arbeitszimmer nachdenken. Aber ich schätze tatsächlich das Grübeln, wenn ich durch den Wald gehe. Es gab schon in der Antike die Idee, dass Gedanken im Gehen entwickelt werden. Das ergänzt sich natürlich wunderbar mit dem Waldspaziergang. Ich finde den Wald tatsächlich sehr stimulierend.

Wie kommt es, dass in Deutschland ausgerechnet der Wald zum Mythos wurde – und nicht die Berge oder die See?

Er ist überall. Außerdem wurde er systematisch erschlossen, ein Großteil der Wege, die wir heute noch nutzen, wurde schon im 18. Jahrhundert angelegt. Als die Menschen dann merkten, dass hier keine Gefahren lauerten, konnte man den Wald zur „geistfreien Zone“ machen und ihn besingen, bedichten und bewandern. Übrigens wissen es die meisten Waldbesucher durchaus zu schätzen, wenn ein Wald auch ökonomisch genutzt wird. Die Menschen mögen es, wenn sie eine Säge im Wald hören und nicht nur die Blätter, oder auch, wenn eine Straße irgendwo im Hintergrund rauscht. Die Geräusche unterdrücken die Urangst des Menschen im Wald – nämlich verloren zu gehen.

Wann begannen wir, diese Angst hinter uns zu lassen?

In der Romantik. Damals änderte sich etwas in der Naturwahrnehmung der Deutschen: Die Menschen waren plötzlich gerne in der Natur. In die Wälder zu gehen, wurde von einem individuellen zu einem kollektiven Bedürfnis. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Der „Waldspaziergang“ ist bei uns eine Art „Kulturgut“.

Trotzdem warnten Ende des 18. Jahrhunderts noch Wissenschaftler vor der angeblich ungesunden Waldluft.

Diese Vorstellung gab es seit der Antike. Man war auch lange der Meinung, dass Krankheiten, selbst die Pest, von ausströmenden Gasen bewirkt werden. Im Wald senkt sich nun mal der Nebel, in sumpfigen

Lichtungen riecht es auch mal modrig – das war verdächtig. Aber Ende des 18. Jahrhunderts verschwanden diese Ansichten endgültig.

Warum?

Weil die Wissenschaft erstens erkannte, dass es einfach nicht stimmte, und weil man sah, wie wichtig der Wald war – auch als Schutz vor Fluten oder anderen Naturgefahren.

Und so wurde der Wald zum ersten Naturraum, in dem das Prinzip der Nachhaltigkeit praktisch angewandt wurde.

Richtig. Der Naturschutzgedanke ist aus der Forstwirtschaft nicht wegzudenken. Man begann schon sehr früh, den Wald zu pflegen – und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das Prinzip der Nachhaltigkeit wurde im deutschen Waldbau erfunden. Dahinter stand die Einsicht, dass der Wald Holz liefern und Jagdrevier sein sollte. – Deshalb konnte man ihn nicht zerstören. Während der Industrialisierungszeit, vor über hundert Jahren, wurde der Wald dann in seiner Schönheit auf eine Stufe mit den Kunstformen der Theater, Museen oder der Oper gestellt. Man wollte den Menschen etwas „Schönes“ in der Natur bieten. Das war in ganz Europa zunächst einmalig. Nur in Japan – das Land besteht übrigens bis heute zu 70 Prozent aus Wald – gab es das in ähnlicher Weise.

Wie wurde denn der Wald im Mittelalter wahrgenommen?

Als unheimlicher Ort, den man durchqueren musste. In der Dichtung des Mittelalters steht der Wald eigentlich immer nur im Weg. Das Verirren im Wald – was ja später in den Märchen immer wieder auftauchte – ist eigentlich ein Topos aus der mittelalterlichen Literatur. Wenn dort der Wald erwähnt wurde, war im nächsten Abschnitt vom Verlaufen die Rede.

Eine letzte Frage: Wie stellt sich ein Kulturwissenschaftler, der sich seit mehr als 40 Jahren mit dem Wald beschäftigt, einen solchen am liebsten vor?

Nicht all zu dicht bewachsen. Ein Mischwald, eher mehr Laub- als Nadelholz. Und natürlich darf die Buche nicht fehlen. 🌿



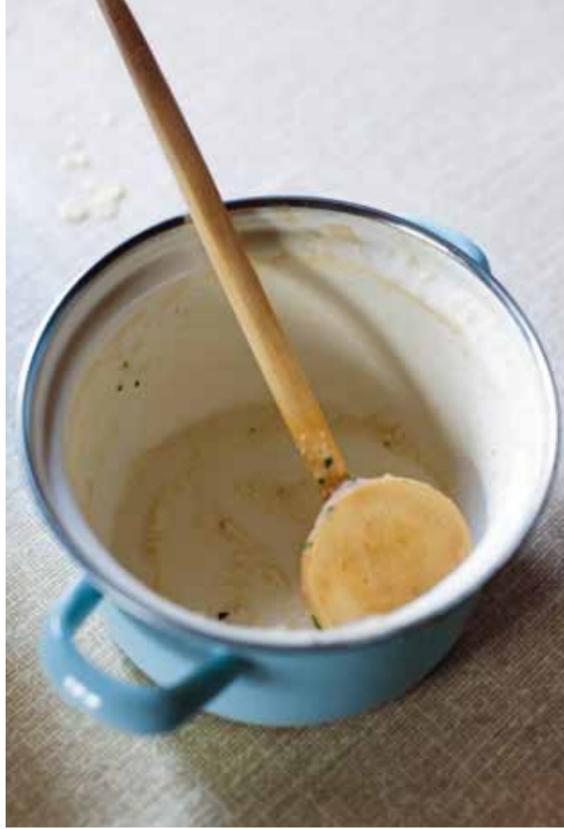


__ Was tischt man auf, wenn man zwei Waldarbeiterinnen und drei Waldarbeiter zu einer anständigen Brotzeit einladen will? Die „Klassiker“? Leberkäs in der Semmel? Fleischpflanzerl auf Kartoffelsalat? Wohl eher nicht. Aber was könnte den Herrschaften sonst noch schmecken? Wir baten Hans Gerlach, Autor von „Kochen (fast) ohne Rezept“, um Rat. Daraus entstand die Verkostung von fünf kräftigen und Kraft spendenden Gerichten, die in das Brotzeiteinerlei ein bisschen Abwechslung bringen würden. Die fünf Eingeladenen – stellvertretend für alle Forstwirte der Bayerischen Staatsforsten! – sollten daraus ihren Favoriten wählen. Im Gespräch zwischen Kohlrabi-Meerrettich-Suppe und Kürbiskas kam natürlich mehr auf den Tisch als eine Brotzeit in fünf Gängen: Offene Worte. Immer wieder die Bekundung, dass man seinen Beruf mag und dass man den Zusammenhalt unter den Kolleginnen und Kollegen sehr schätzt. Alle Beteiligten waren selbstbewusst genug zu wissen, dass sie das Rückgrat dieses Unternehmens sind. Aber der allgemeine Wunsch nach mehr Anerkennung verriet dann doch, dass positive Rückmeldung aus Regensburg immer willkommen ist.



BROTZEIT MACHEN

Sich hinsetzen. Auspacken, was man mitgebracht hat. Es sich schmecken lassen. Ein bisschen ratschen. Die Arbeitspause genießen. Das ist die eine Seite vom „Brotzeit machen“. Das andere „Brotzeit machen“ hat sich Hans Gerlach vorgenommen: Neue Schmankerl ausdenken oder Klassiker neu interpretieren.



MEERRETTICHSUPPE

Zutaten für 4 Portionen: 2 Zwiebeln, 1 Kohlrabi, 1 große Kartoffel, 1 EL Butter, 750 ml Brühe, 3–4 EL geriebener Meerrettich, Salz, Pfeffer, 1 Bund Petersilie

Am Vorabend: Zwiebeln, Kohlrabi und Kartoffel schälen, grob würfeln und in Butter anschwitzen. Brühe zugeben und 20 Minuten kochen lassen. Petersilie grob hacken. Suppe mit Petersilie und Meerrettich pürieren und mit Salz und Pfeffer abschmecken. Morgens: Suppe aufkochen und in eine Thermoskanne umfüllen. Dazu passen Brezen.



Ort der Handlung: die Forsthütte im Revier Beilngries bei Gastgeberin Veronika Mages. Der Sinnspruch unter dem Geweih an der Front der Revierhütte empfiehlt sich trotz schwieriger Lesbarkeit zu entschlüsseln. Der Gastesser (rechts oben) aus dem Nachbarrevier: Heinz Borschlegel, Revierleiter.



RÄUCHERFORELLENPFLANZERL

Zutaten für 4 Portionen: 1 große Zucchini (ca. 300 g), 180 ml Milch, 2 Brötchen oder 4 Scheiben Toastbrot vom Vortag, 1 Zwiebel, 2 Knoblauchzehen, 1 EL Butter, 150 g geräuchertes Forellenfilet, 1 Ei, 1 EL Senf, Salz, Pfeffer, Muskat, Öl

Zucchini grob raspeln und salzen. Milch lauwarm erhitzen, Brötchen halbieren, in dünne Scheiben schneiden und in der Milch einweichen. Zwiebel und Knoblauch schälen, beides fein würfeln und mit der Butter 2 Minuten dünsten. Forellenfilet klein zerzupfen. Zucchini in einem Küchentuch fest auspressen. Semmeln ebenfalls ausdrücken. Beides mit Forelle, Ei, Senf und der Zwiebelmischung verkneten. Mit Salz, Pfeffer und Muskat abschmecken. Mit feuchten Händen kleine, flache Pflanzlerl formen und mit Öl bei mittlerer Hitze 6–8 Minuten von beiden Seiten braten.



WALDGENUSS

INTERVIEW: GERNOT WÜSCHNER

Hans Gerlach, ein ordentliches Stück Brot, dick Butter drauf und dann Schinken – ist das die ideale Brotzeit?

Eine gute Brotzeit muss schnell zubereitet sein. Sie muss genügend Energie liefern, damit man Bäume fällen oder ausreißen kann. Sie muss gut schmecken. Und sie muss bezahlbar sein.

Also doch: Brot, Butter und ein Stück Fleisch drauf?

Früher hat sich der Waldarbeiter ein Brot und eine Seite Speck genommen, ist dann in den Wald gegangen, kam nach einer Woche wieder raus und war halt nicht verhungert. Auch heute ist bei der Brotzeit noch immer viel Fleisch dabei, weil das schnell gemacht ist und auch Energie und Eiweiß bringt. Tatsächlich gibt es bei der bayerischen Brotzeit aber eine Reihe von Varianten und auch neue Möglichkeiten.

Leicht, gesund und nahrhaft?

Ja, die neuen Ernährungstrends sind längst in den Waldhütten angekommen. Der obligatorische Joghurt vorweg! Aber mir geht's darum, das, was gut war, zu variieren und auch warme Sachen einzubringen. Suppen und Ragouts zum Beispiel, die man in der Thermoskanne transportieren kann.

Oje. Das delicate Pilzsüppchen aus der Thermosflasche?

Nein, ein handfestes Kartoffelgulasch. Das ich vorbereite, morgens aufkoche, dann ab in die Kanne und mittags warm in den Teller. Das macht wenig Arbeit. Und wenn es draußen kalt und neblig ist, weiß man was Warmes im Magen zu schätzen. Eine solche „Brotzeit“ kann man sich aus jedem beliebigen Gemüse machen.

Wer was Anständiges zu essen haben will, muss also fast immer kochen?

Ein bisschen. Aber ein Fleischpflanzlerl kommt ja auch nicht von selber in die Brotzeitbox, sondern muss erst mal gekocht werden. Und wenn ich ein bisschen mehr Abwechslung in die Brotzeit bringen kann und vielleicht auch ein paar mehr Vitamine, dann mach ich halt ein Räucherforellenpflanzlerl – ohne jetzt mehr Aufwand zu betreiben.

Spüren Sie als Koch, dass sich neue Essgewohnheiten entwickeln, die von den Aufklärungswellen in den Medien über gutes und gesundes Essen veranlasst sind?

Ich glaube, man muss kleine Schritte machen. Um beim Fleischpflanzlerl zu bleiben: Wenn jemand das kennt und das Konzept Fleischpflanzlerl einfach lebenslänglich in den Alltag integriert hat, dann brauche ich da nicht mit Karottenstäbchen ankommen, sondern biete mein Forellenpflanzlerl an. Da sind viele Zucchini drin und ein bisschen Fisch, insofern ist es tatsächlich gesünder als ein Fleischpflanzlerl.



Mobiler Platz für die Brotzeit: Der Waldarbeiter-Schutzwagen (Mitte). Mobiler Platz für die Jagd: Die Hochstände für die Drückjagd (unten).



SAUERER KÄS

Zutaten für 4 Portionen: 1 Apfel, 1 kleine Fenchelknolle, 3 EL Weißweinessig, 6 EL Öl, 1 EL grobkörniger Senf, 1–2 EL Rosinen, Salz, Pfeffer, 4 Backsteinkäse je 100 g

Äpfel vierteln, Kerngehäuse entfernen. Fenchel halbieren, beides in dünne Scheiben schneiden. Essig, Öl, Senf und Rosinen verrühren und mit Salz und Pfeffer würzen. Die Sauce mit dem Gemüse mischen. Käse in Scheiben schneiden und in eine passende verschließbare Form legen. Apfel-Fenchel-Mischung auf dem Käse verteilen und über Nacht im Kühlschrank ziehen lassen.



KÜRBISKAS

Zutaten für 4 Portionen: 1 kleiner Hokkaidokürbis (knapp 1 kg), 1 Bund Schnittlauch, 200 g Frischkäse, 150 g Creme fraiche, Salz, Pfeffer, gemahlener Kümmel

Ofen auf 175° (Umluft 160°) vorheizen. Kürbis waschen und halbieren, die Kerne entfernen. Kürbis in dicke Spalten schneiden und auf ein mit Backpapier ausgelegtes Ofenblech legen, 40–50 Minuten auf der mittleren Schiene im Ofen garen. Kürbis aus dem Ofen nehmen, kurz abkühlen lassen und pürieren. Schnittlauch in Röllchen schneiden. Kürbispüree mit Frischkäse, Creme fraiche und Schnittlauch mischen. Mit Salz, Pfeffer und Kümmel kräftig abschmecken.

Abends zubereiten. Morgens aufkochen. Dann in die Thermoskanne füllen. Und mittags genießen: Das Kartoffelgulasch.



KARTOFFELGULASCH

Zutaten für 4 Portionen: 2 Zwiebeln, 2 Knoblauchzehen, 600 g festkochende Kartoffeln, 2 Möhren, 2 Tomaten, 2 EL Butter, 1–2 TL Thymian (frisch oder getrocknet), 0,5 l Brühe, falls vorhanden: Bratenreste und Bratensauce, Salz, Pfeffer, (Gulaschgewürz)

Zwiebeln, Knoblauch, Kartoffeln und Möhren schälen. Zwiebeln fein würfeln, Kartoffeln würfeln. Möhren längs vierteln und in Stücke schneiden. Tomaten achteln. Die vorbereiteten Zutaten mit Butter und Thymian in einem Topf 5 Minuten dünsten. Mit Brühe aufgießen, aufkochen und zugedeckt bei mittlerer Hitze 10 Minuten kochen. Bratenreste klein schneiden. Mit Bratensauce am Ende der Garzeit in das Gulasch geben und mit Salz und Pfeffer abschmecken.

Morgens: Kartoffelgulasch aufkochen und in eine Thermoskanne umfüllen.

Sie bleiben beim Gewohnten und variieren es?

Genau. Wobei man sagen muss, dass Geschmackserfahrungen mit neuen Gerichten heute weit verbreitet sind. Wer schon in Thailand im Urlaub war, der wird auch gerne eine thailändische Hühnersuppe in der Thermoskanne akzeptieren. Also auch das gehört zur Erweiterung des Gewohnten.

So kommt man vom Schokoriegel und der Leberkäsemmel weg?

Wer da richtig drauf ist, der braucht wohl eher die Entzugsklinik. Man darf sich die Kocherei nicht selbst kompliziert machen. Wichtig ist der Schritt vom Rezept, also vom Schema, zum wachen Kochen, wo die Sinne eingeschaltet sind. In dem Moment, wo ich mir nämlich anschau, was passiert in meinem Topf, daran rieche und schmecke, kann eigentlich nichts schief gehen. Das Rezept ist nur der Anfang. Richtig Kochen geht (fast) ohne.

Das sagt Hans Gerlach, der Autor des Buches: „Kochen (fast) ohne Rezept“!

Was gibt es denn heute zum Probieren?

Also die erwähnten Räucherforellenpflanzerl, dann Kürbiskas, abgeleitet vom niederbayerischen Kartoffelkas und variiert mit Kürbis. Noch ein Kas, der Backsteinkas aus dem Allgäu, wird abgewandelt mit Apfel und Fenchel. Dann gibt es eine Kohlrabi-Meerrettich-Suppe, eine einfache, sehr feine Gemüsesuppe. Und dann das Kartoffelgulasch.

Wie steht es eigentlich mit dem Geld für das Essen? Räucherforellenpflanzerl hört sich nicht billig an?

Aber es ist seinen Preis wert. Alle andern Gerichte kosten nicht viel mehr als die „Originale“. Wir haben auch geschaut, dass der Kalorienbedarf gedeckt ist. Denn das ist bei einer ordentlichen Brotzeit im Wald ganz wichtig!

Aber man kann die gute, einfache Küche variantenreicher und aromatischer machen als sie oft ist?

Genau. Das ist meine These. Man kann auch die Brotzeit ein bisschen spannender machen – ohne viel Aufwand.



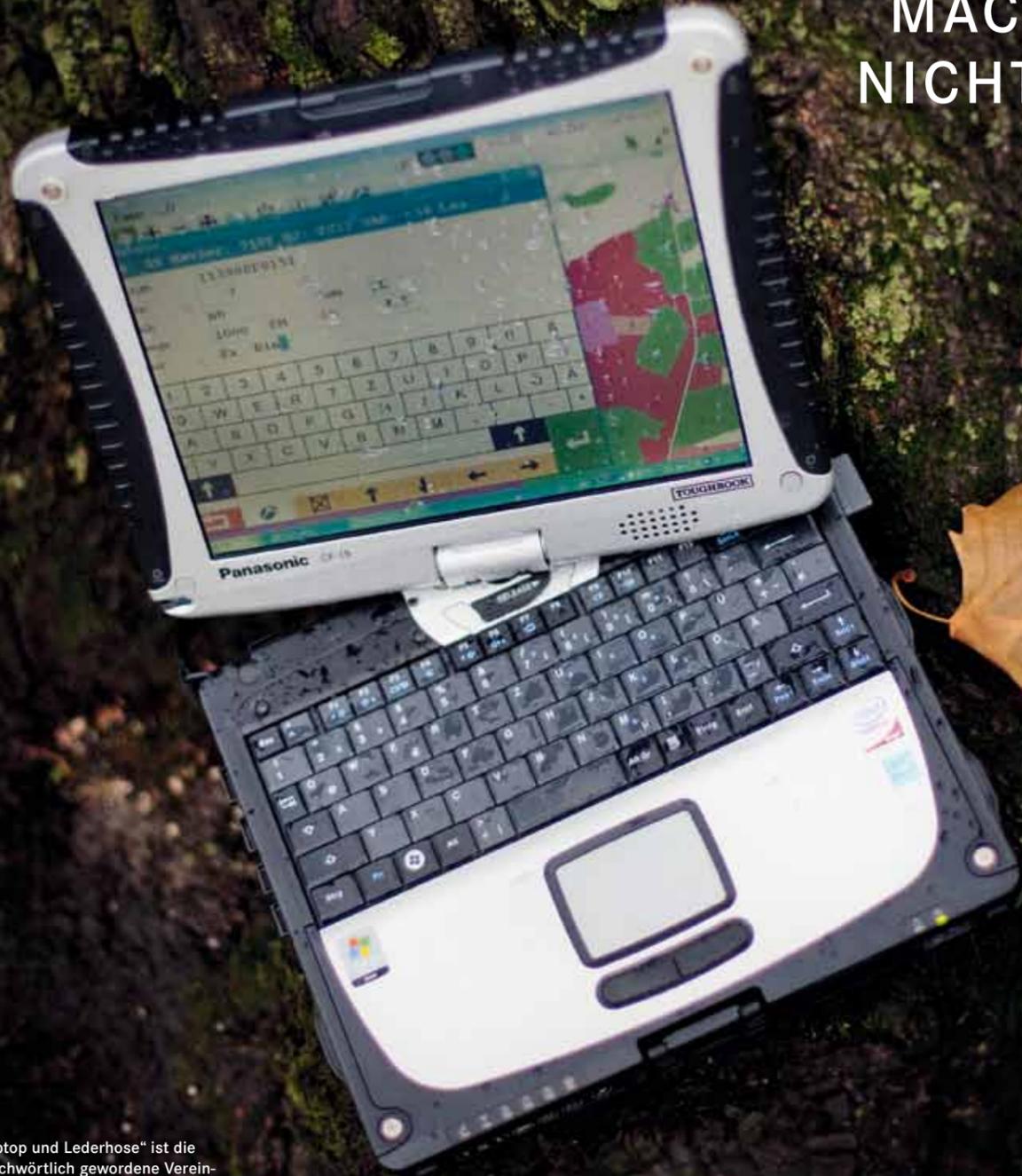
Der Kürbiskas, ein stolzer Verlierer (oben). Einer der Verkoster hat ihn auf Platz Eins gesetzt. Den anderen schmeckte anderes besser. Geschmack ist Geschmackssache.

Die „Brotzeitestesser“ (Mitte) in voller Konzentration bei der Arbeit! Wir danken Egon Habel, Franziska Semmler, Patrick Bauernfeind, Rupert Stöckl und Helga Kraus fürs Mitmachen und die gute Laune, die sie mitgebracht haben.

Fünf Gerichte werden nach fünf Kriterien bewertet (links): Geschmack, Idee des Gerichts, einen Nachschlag wert, ein guter Energielieferant, der Favorit.



OJE!
MIR IST
DER LAPTOP
RUNTER
GEFALLEN!
MACHT
NICHTS!



„Laptop und Lederhose“ ist die sprichwörtlich gewordene Vereinbarkeit von Fortschrittlichkeit und Tradition in Bayern. Hier in der forstlichen Interpretation: Das „Toughbook“ statt Laptop und die Eiche statt Lederhose.



__ Die „luk“ ist einer der größten Bereiche der Bayerischen Staatsforsten. So groß, dass sie einen eigenen Standort in München hat. Ein deutliches Zeichen dafür, dass die „Digitalisierung“ der Bayerischen Staatsforsten längst zum Alltag professioneller Forstwirtschaft gehört. Bis hinein in die Forsthäuser der Reviere. Eine vergleichsweise präzise Bauminventur, wie sie die Erfassung über Computer leistet, ist ohne Informationstechnologie, kurz: IT, längst nicht mehr denkbar. Zu den digitalen Selbstverständlichkeiten gehören aber auch die traditionellen analogen Tugenden. Ein Gespür für den Wald, ein Händchen im Umgang mit den Menschen und fünf wache Sinne bei der Bewahrung der Natur. Dies im Gleichgewicht zu halten ist eine schöne Aufgabe für „Digitale“ wie für „Analoge“. Wir sprachen mit Thomas Enzner, Sachbearbeiter für mobile Datenerfassungsverfahren.

INTERVIEW: PETER LAUFMANN

Der Laptop sieht aus wie aus einem Panzer rausgeschnitten. Ist er kugelsicher?

Nein, er ist nicht kugelsicher, auch nicht schrotflintensicher übrigens.

Was kann er denn?

Das Toughbook CF 19 kann natürlich alles, was ein normaler Laptop auch kann. Darüber hinaus ist es einigermaßen wasserdicht. Man kann nicht damit tauchen, aber es kann drauf regnen. Und es kann runterfallen.

Dann lassen Sie es doch mal runter fallen.

Ja, nur den Deckel schließen ...

Nimmt es vom Tisch und lässt es auf den Boden stürzen. Das Aufschlageräusch ist hart und grausam – das wäre das Ende jeden Laptops. Doch Thomas Enzner nimmt es wieder hoch, klappt es auf.

Es müsste noch gehen. *Alles läuft. Das Gerät hat keinen Schaden genommen.* Der Hersteller garantiert das und wir haben es bereits mehrfach ausprobiert. Aus 1,10 Meter, 1,20 Meter auf Beton, kein Problem. Allerdings nur bei

geschlossenem Deckel. Wir haben es mal mit offenem Deckel auf die Kante fallen lassen. Da hat das Display einen Sprung bekommen.

Und das ist die normale Ausstattung für jeden Revierleiter?

Ja, für jeden der rund 370 Revierleiter und für die gut 100 Forstwirtschaftsmeister. Die haben jeweils so ein Gerät, das sie sowohl im Büro als auch im Wald einsetzen können

Und was kostet es?

Also der Listenpreis vor zweieinhalb Jahren, als wir es gekauft haben, war dreieinhalb tausend Euro. Pro Gerät. Wir haben zusätzlich noch eine Dockingstation und einen externen 19-Zoll-Bildschirm beschafft.

Sind schon Geräte geklaut worden?

Ja, als wir den Zuschlag erteilt hatten, hat die Firma an 41 Standorte je zehn bis 15 Toughbooks geliefert. Drei Geräte, die nach Forchheim gingen, sind verschwunden und ein paar Wochen später bei Ebay ganz in der Nähe von Forchheim angeboten worden ...

Wie sind Sie genau auf dieses Modell gekommen? Haben Sie es auch erst einmal fallen lassen?

Aufgrund der Anzahl der Geräte, die wir gebraucht haben, war eine EU-weite Ausschreibung notwendig. Verschiedene Firmen haben sich daraufhin gemeldet. Wir hatten natürlich vorher schon selbst verschiedene Modelle getestet. Bevor wir uns hier im Büro in ein Gerät verlieben, haben wir sie auch ein paar Anwendern draußen mitgegeben, einfach um mal eine Rückmeldung zu kriegen, ob es was taugt oder nicht. Zusätzlich haben wir bei der Ausschreibung ein KWF-Prüfsiegel verlangt. Für das Prüfzeichen „KWF-Test-Außendiensttauglichkeit“ des Kuratoriums für Waldarbeit und Forsttechnik wird die Resistenz gegen das Runterfallen und vor allem gegen das Eindringen von Wasser geprüft. Erst als das KWF das Okay gegeben hat, erst dann habe auch ich es fallen lassen.

Gibt es eine Sonderausstattung für den Wald? Grün wäre doch nett gewesen ...

Dafür waren die 500 bestellten Geräte zu wenig, als dass man eine eigene Farbe hätte kriegen können. Grün wäre übrigens ziemlich schlecht gewesen, weil Verlustgefahr besteht. Wenn man es liegen lässt, findet man es nicht mehr. Wenn wir gekonnt hätten, wäre unsere Wahl sicher Orange gewesen. Nein, um auf die Frage zurück zu kommen: Es gibt keine Sonderausstattung. Es ist eine Standard-Hardware, wie sie jeder kaufen kann. Es gibt keine speziellen forstlichen Erweiterungen ... Allerdings hat es noch dieses GPS-Modul hier an der Seite, das ist auch der wesentliche Ausstattungsunterschied zu einem normalen Laptop.

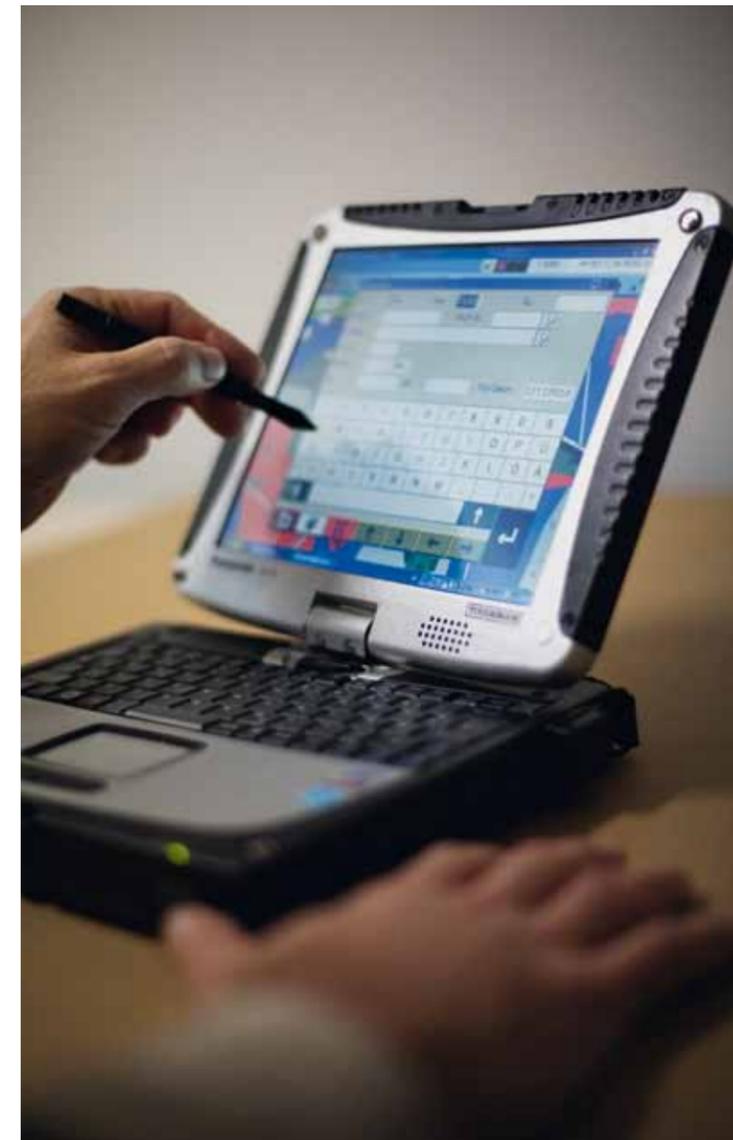
... und die Software? Sind die Anwendungen speziell für die Bayerischen Staatsforsten geschrieben worden?

Natürlich zunächst Standardsoftware: Outlook, Office ... Spiele sind allerdings nicht installiert. Wir haben da ziemlich strikte Bestimmungen. Es ist eben ein Werkzeug und kein Spielzeug. An spezieller forstlicher Software haben wir hier ein Programm zur Rundholzerfassung. Der Anwender stellt sich damit in den Wald vor ein Rundholzpolter und kann die Daten damit aufnehmen. *Öffnet Fenster am Bildschirm.* Die beiden wesentlichen Software-Werkzeuge, die der Förster draußen braucht, haben wir machen lassen.

Das lässt sich alles auch ohne Maus bedienen?

Ja, ja, es ist ein Touchscreen. Und man kann es vielleicht nicht mit dicken Winterhandschuhen, aber zumindest mit großen Fingern bedienen. *Die Bildschirmoberfläche zeigt extrem große Bedienfelder, Enzner tippt verschiedenste Ziffern in die Tastatur.* Das war bei der Ausschreibung eine der Anforderungen: Touchscreen und umklappbares, drehbares Display. So lässt es sich ganz bequem mit einer Hand halten und dabei darauf tippen. Zudem ist der Bildschirm entspiegelt, so dass man selbst im hellsten Sonnenschein gut arbeiten kann. Bei

Thomas Enzner ist sichtlich stolz auf sein Toughbook, das wie geschaffen ist für den Einsatz im Wald.



„DAS GERÄT MACHT WAS HER. DAS ROBUSTE TRIFFT DEN GESCHMACK UNSERER KOLLEGEN IM WALD. DAS DARF MAN NICHT UNTERSCHÄTZEN!“

dieser Anwendung brauchen wir jetzt kein GPS. Bei der anderen, bei der wir gestapelte Holzstämme, sogenannte Polter, erfassen, schon. Da lassen sich Positionen über eine Karte per Fingerzeig einfügen.

Wie genau ist das GPS?

So plus minus zehn Meter. Hängt auch ein bisschen von der Übersichtigkeit ab. Wenn ich mitten auf der Forststraße stehe und einen großen Teil vom Himmel sehe, ist es natürlich prinzipiell besser. So genau muss es in diesem Fall nicht sein, weil ich einen Holzpolter, im Gegensatz zu einem Grenzstein, viel leichter finde.

Wie ist denn das Gerät bei den Kollegen angekommen? Gab es Widerstände oder war da große Freude? Man sagt Förstern ja eine gewisse Vorsicht gegenüber technischen Neuerungen nach.

Nein, kein Stück. Im Gegenteil. Dieses Toughbook ist ja der Nachfolger von einem normalen Laptop. Die Revierleiter und Forstwirtschafts-

meister bevorzugen dieses neue Gerät. Aus mehreren Gründen: Man kann es mit in den Wald nehmen. Ich muss mir nichts im Wald, im Auto oder im Waldarbeiterschutzwagen auf Zettel schreiben und dann ein zweites Mal im Büro aufschreiben. Der Akku hält vier Stunden und es gibt ein Autoladekabel dazu. Ich kann einfach im Wald mit dem Gerät arbeiten. Ich bin flexibler. Zudem: Das Gerät macht was her. Das Robuste trifft den Geschmack unserer Kollegen im Wald. Das darf man nicht unterschätzen!

Ist denn schon ein Gerät kaputt gegangen?

Also, durch Schüsse zumindest noch nicht. Bislang ist einmal eine Festplatte gecrasht und einmal ein Bildschirm. Aber nichts Spektakuläres, also, es ist kein Schlepper drüber gefahren – wovon wir im Übrigen auch abraten, genauso wie davon, einen Baumstamm drauf fallen zu lassen.

Ich habe das gerade mal angehoben. Das ist ja gar nicht so schwer.

Nein, 2000, 2200 Gramm.

Was sind das hier für Ösen?

Die Revierleiter haben einen Vier-Punkt-Tragegurt, damit sie sich das Gerät auch vor die Brust schnallen können. Wie ein Bauchladen sieht das dann aus.

Was haben die Bayerischen Staatsforsten noch an Hightech-Werkzeug im Angebot?

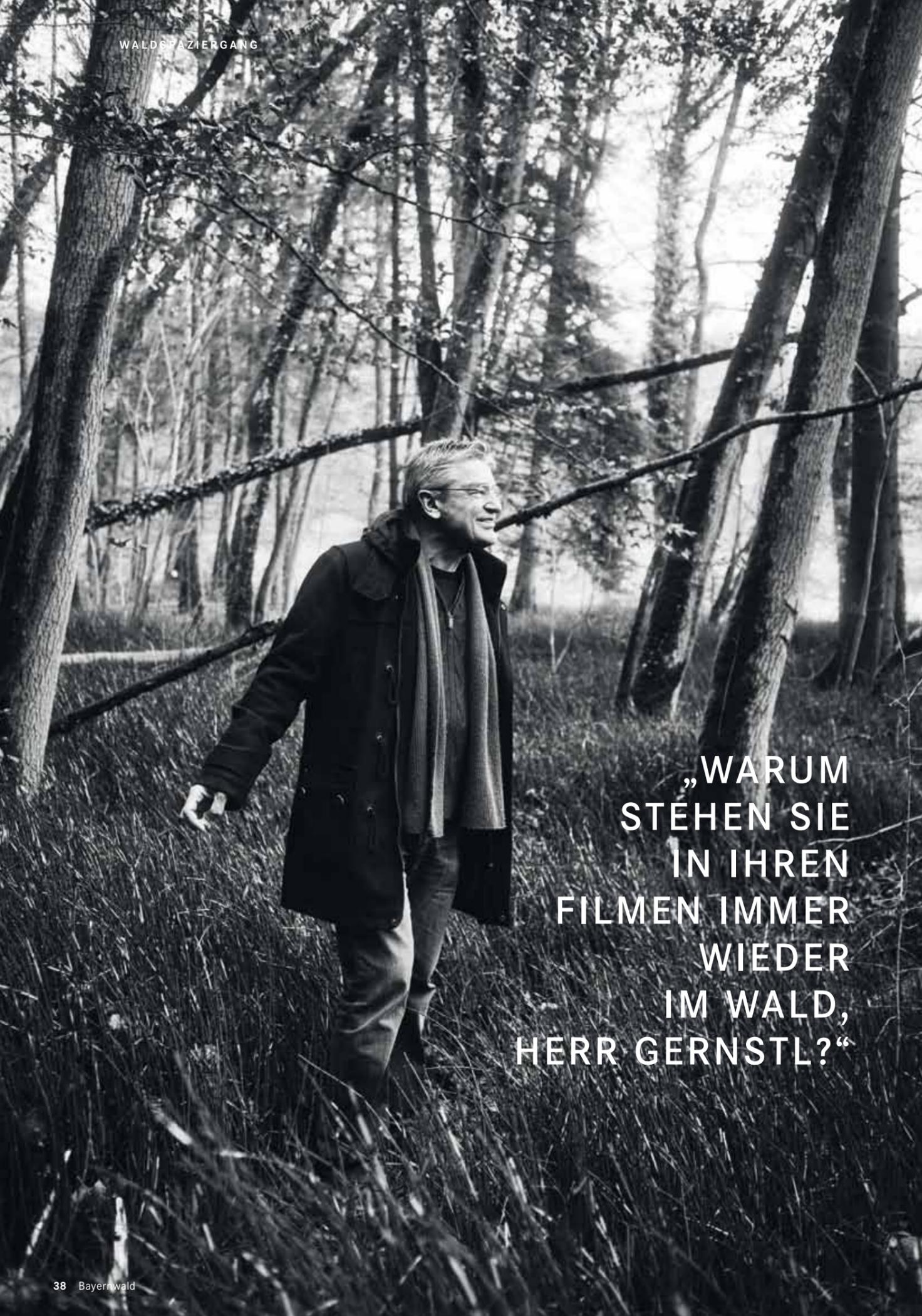
Das hier ist unsere neuste Hard- und Software: Eine Kartenanwendung, mit der ich Borkenkäfer bequem im Wald erfassen kann. Eine große Herausforderung, denn die Käfer befallen jedes Jahr hunderte Hektar und hiermit kann ich schnell die einzelnen Käferbäume im Wald aufnehmen. Die Daten bekommt dann derjenige Kollege, der den Baum dann fällt. Das probieren wir seit diesem Sommer aus. Zusammen mit einem kleinen PDA. Momentaner Stand ist, dass mit diesem Gerät Forstwirtschaftsmeister und Waldarbeiter unterwegs sein sollen. Hierbei ist es gerade nicht so, dass man alles per Touchscreen bedient, dafür ist der Bildschirm dann doch zu klein. Da haben wir ein Ampel-System: „Baum erfasst“, das kann auch ein Windwurf sein, ist Rot, „In Arbeit“ ist gelb und „Keine Gefahr“ Grün. Wir testen das gerade in vier Forstbetrieben, etwa in Berchtesgaden. Letztendlich könnte ich auch Pflegeflächen oder Pflanzflächen damit erfassen; ich setze einen Punkt oder vier oder fünf Punkte und schreibe dazu, welche Daten damit erfasst werden.

Haben Sie zu diesem Gerät schon Rückmeldungen gekriegt?

Von dem Gerät sind die Kollegen begeistert. Es ist sehr leicht, man kann es in die Hosentasche stecken. Der Akku hält acht bis zehn Stunden.

Können die Förster noch ohne die Technik?

Nein. Theoretisch natürlich schon. Die Technik macht aber das Leben leichter. Als ich noch studiert und im Wald gearbeitet habe, mussten wir die Daten noch auf grüne Zettel eintragen. Da war es wichtig, dass man den Bleistift genommen hat und nicht über den Rand dieser Felder geschrieben hat, sonst konnte der Rechner die Schrift nicht mehr erkennen. Heute ist die Technik sehr viel einfacher. Es macht einfach Sinn, wenn ich Daten leicht erfassen kann.



„WARUM
STEHEN SIE
IN IHREN
FILMEN IMMER
WIEDER
IM WALD,
HERR GERNSTL?“

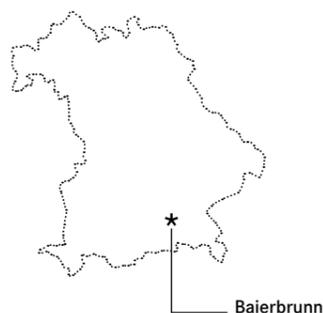


„IST DAS SO?
DAS IST MIR
NOCH GAR NICHT
AUFGEFALLEN.“

„VIELLEICHT,
WEIL ES HEUTE
IN DEUTSCHLAND
KAUM NOCH
WIRKLICH
ABENTEUERLICHE
BERUFE GIBT.“



„WENN MAN
AUF DER
SUCHE NACH
SPANNENDEN
LEUTEN IST,
TRIFFT MAN
IMMER WIEDER
AUF JÄGER
ODER FÖRSTER.“



__ Seit mehr als 30 Jahren ist Franz Xaver Gernstl auf der Suche – nach ganz normalen Menschen und ihren einzigartigen Geschichten. Die entdeckt der Dokumentarfilmer vor allem in Gegenden, die den meisten auf den ersten Blick langweilig erscheinen. In gewöhnlichen Dörfern oder Städten, auf Bauernhöfen oder Forstwegen, in Einkaufsstrassen oder an Imbissbuden. Was der große Menschentreffer am Wald schätzt? Die Ruhe natürlich. Wir durften ihm auf unserem Spaziergang am Isarhochufer bei Baierbrunn trotzdem ein paar Fragen stellen.

INTERVIEW: JAN KIRSTEN BIENER

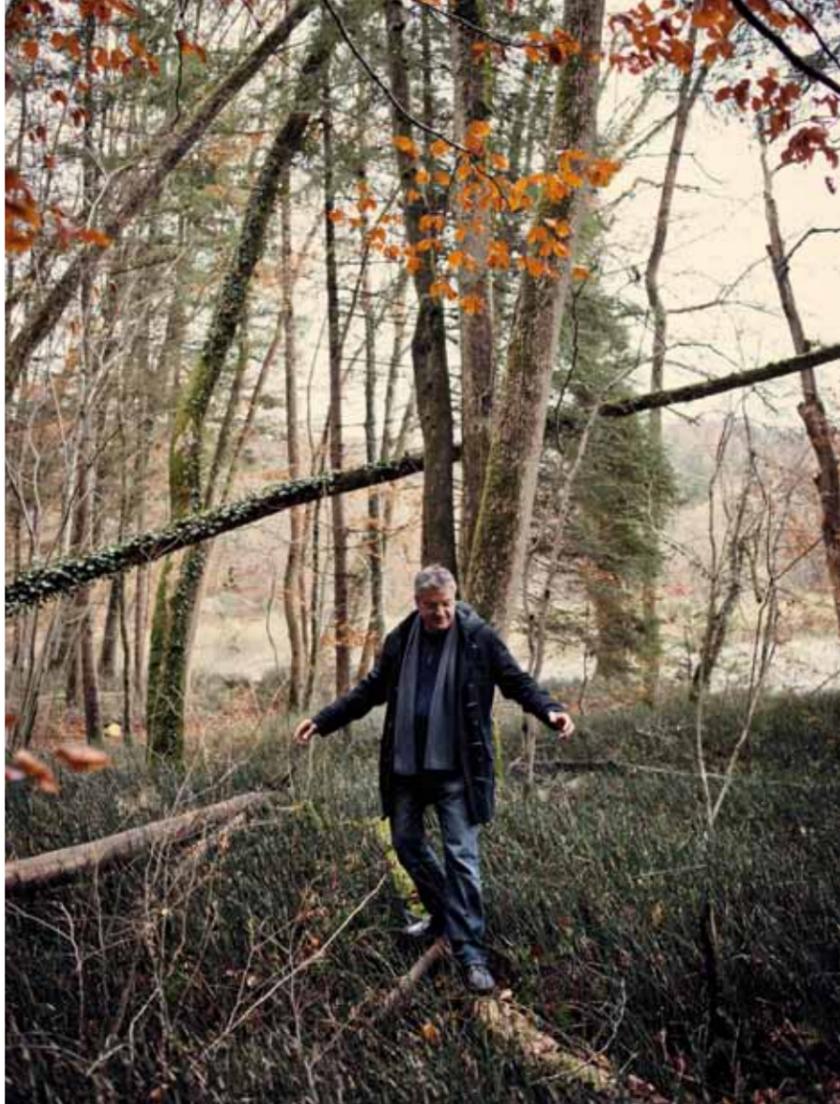
Herr Gernstl, in Ihren Filmen fahren Sie immer mit einem Kleinbus durch die Gegend. Wandern Sie nicht gerne?

Doch, eigentlich schon. Meine Wanderversuche enden nur meist wenig erfreulich. Ich bin zum Beispiel kürzlich auf den Schachen gelaufen. Einen Berg bei Garmisch, fast 2 000 Meter hoch, zehn Kilometer Gehstrecke, 1 000 Meter Höhenunterschied. Waren Sie schon mal dort oben?

Nein, noch nicht.

Auf dem Gipfel steht ein Jagdhaus vom König Ludwig. Eigentlich ist es gar kein Jagdhaus, weil Ludwig die Jagd gar nicht mochte, sondern ein Holzhaus, in dem er sich ein orientalisches Partyzimmer einrichten ließ, das sieht schwer nach wilden Drogennächten aus. Ich wollte es mir mal ansehen, kämpfte mich fünf Stunden durch steilen Bergwald – aber als ich oben ankam, hatte sich auf der Schachenalm schon eine besoffene Junggesellenbande aus Niedersachsen eingenistet. Die Aussicht, mit denen eine Nacht in einem Matratzenlager zu verbringen, war nicht besonders verlockend. Also bin ich den ganzen Weg gleich wieder zurückgegangen. Nein, ich bin kein Profi-Wanderer.

Also eher ein Spaziergänger?



Das schon eher. Das Bergauf-Bergab entspricht nicht ganz meinem Wesen. Unten nach oben schauen, dann hoch gehen, um von oben nach unten zu schauen? Daran finde ich keinen besonders großen Genuss.

Aber Sie sind ein Freund der Natur?

Natürlich! Ich war sogar mal am Grand Canyon. Ganz hübsch dort. Ich stand am Rand, habe in das riesige Loch geschaut – und bin wieder gefahren. Es soll ja Leute geben, die regelrecht durchdrehen, wenn sie eine tolle Aussicht genießen. Aber ich brauche das Spektakuläre nicht. Ich bin genauso gerne in irgendeinem Wald. Der leicht muffige Geruch, die totale Stille – das hat was. Das Wandern in den Bergen scheint mir eine zunehmend turbulente Veranstaltung zu sein. Der Wald ist hingegen intim. Ich bin zumindest noch nie in einer Reihe von 30 Menschen einen Forstweg entlang gegangen.

Wann haben Sie den Wald für sich entdeckt? Spät.

Ist Ihr Vater nie mit Ihnen in den Wald gegangen?

Nein. Wenn wir sonntags etwas unternommen haben, dann die typischen Ausflüge der Wirtschaftswunderjahre: mit dem Auto. Da ist man Spazieren gefahren, hat sich einen

Balancekünstler Gernstl ist in seinen Filmen eher Zuhörer als Fragesteller. Im Moment dreht der 59-Jährige eine neue Staffel „der am längsten laufenden Serie des Bayerischen Rundfunks“ (Gernstl über „Gernstls Reisen“).

schönen Parkplatz gesucht, die hartgekochten Eier ausgepackt, sich neben Vaters frisch geputzten Lloyd gesetzt – und ein bisschen auf die Bäume neben dem Parkplatz gestarrt. Das Spazierengehen hat mir keiner beigebracht.

Haben Sie diesen Mangel an Naturerfahrungen dann an Ihren Söhnen ausgelassen – und sie auf endlose Waldspaziergänge geschleppt?

Ein bisschen. Wir sind zumindest regelmäßig in den Wald gegangen. Als mein erster Sohn so halbwegs bei Bewusstsein war – also mit etwa drei Jahren – habe ich ein Vogelhaus zu Weihnachten zu einer Krippe umgebaut. An Heiligabend sind wir dann immer nachmittags in den Wald, um Moos zu suchen, während die Mutter daheim den Christbaum schmückte.

Was treibt Sie heute in die Natur?

Entweder will ich die Stille genießen. Oder Menschen beobachten. Ich wohne gleich am

„DURCH DEN WALD LAUFEN UND SEINEN KOPF ORDENTLICH DURCHLÜFTEN LASSEN – DAS IST SCHON PRIMA. ES KANN PASSIEREN, DASS ICH VIER STUNDEN EINEN WEG ENTLANG LAUFE UND MIR NUR DIE BÄUME ANSCHAU.“

Englischen Garten. Am Wochenende ist der wie eine ergebare Illustrierte. Die ganzen Irren der Stadt auf einmal.

Wir haben es fast vermutet: Im tiefsten Herzen sind Sie also doch eher ein Kulturals ein Naturmensch.

Das würde ich nicht sagen. Durch den Wald laufen und seinen Kopf ordentlich durchlüften lassen – das ist schon prima. Es kann passieren, dass ich vier Stunden einen Weg entlang laufe und mir nur die Bäume anschau.

Kennen Sie sich mit Flora und Fauna aus? Nein. Für einen Dokumentarfilmer erschreckend wenig.

Sie scheinen jedoch ein kaum zu stillendes Interesse an Menschen zu haben.

Ich hechele nicht irgendwelchen Bekanntschaften hinterher, sondern genieße es durchaus, allein zu sein. Aber natürlich mag ich die Menschen! Es gibt eigentlich nur einen Ort, an dem ich sie nicht mag: in der U-Bahn. Dort scheinen alle grundsätzlich schlecht gelaunt zu sein. Ich würde mal gerne wissen, wo die immer hinfahren, dass sie so grantig dreinschauen.

Wie kommen Sie in Ihr Büro?

Ich bin passionierter Radfahrer, der jede Gelegenheit nutzt, ins Auto zu steigen, wenn sich eine passable Entschuldigung finden lässt. Ich bin ein inkonsequenter Mensch.

Reden Sie gerne?

Es geht.

Viele berühmte Komiker sind oder waren privat ausmachte Griesgramme. Wir hätten uns vorstellen können, dass der große Interviewer Gernstl daheim ein notorischer Schweiger ist.

Ich schweige tatsächlich gern. Aber bei meiner Arbeit! Ich will die Leute nicht zuquasseln, sondern ihnen zuhören. Man muss beim Filmemachen eine vertraute und gute Atmosphäre schaffen – das ist der ganze Trick. Wenn man sich wirklich dafür interessiert, was ein alter, misstrauischer Opa zu erzählen hat, lernt man recht schnell, zurückhaltend zu sein und in den richtigen Momenten seinen Mund zu halten.

Fällt es Ihnen leicht, Leute anzusprechen? Überhaupt nicht. Ich bin eigentlich kein besonders kontaktfreudiger Mensch. Am liebs-

ten würde ich den ganzen Tag in der Kneipe sitzen und heimlich den Leuten am Nebentisch zuhören.

Warum müssen Sie eigentlich nie über ihre Protagonisten lachen?

Das wäre respektlos. Ich lache aber gerne mit meinen Interviewpartnern über ihre Unzulänglichkeiten. Und auch über meine, wenn es sein muss.

Warum stehen Sie in Ihren Filmen immer wieder im Wald?

Ist das so? Das ist mir noch gar nicht aufgefallen. Vielleicht, weil es heute in Deutschland kaum noch wirklich abenteuerliche Berufe gibt. Wenn man auf der Suche nach spannenden Leuten ist, trifft man immer wieder auf Jäger oder Förster. Die kennen ihre Umgebung, können Geschichten erzählen. Und ein Treffen mit einem Walдарbeiter unter einem alten Baum ist naturgemäß spannender als ein Treffen mit einem Finanzbeamten am Schreibtisch.

Sie sind selbst ein spät berufener Filmmacher. Eigentlich haben Sie eine Banklehre in Rosenheim gemacht.

Für das Gymnasium war nicht genug Geld da. Nach der Schule wollte ich eigentlich Fotograf werden – aber den einzigen Ausbildungsplatz in Rosenheim schnappte mir mein jetziger Kameramann HP Fischer weg.

Kannten Sie sich damals schon?

Nein. Er hat mir das auch erst vor Kurzem verraten. Der hat das jahrzehntelang verschwiegen!

Wie kamen Sie dann zum Film?

Als ich nach der Lehre eine Urkunde vom Ministerpräsidenten bekam und mir in Aussicht gestellt wurde, dass ich in ein paar Jahren die Filiale übernehmen könnte, habe ich Schiss bekommen. Das war Ende der Sechzigerjahre, alle meine Freunde trugen lange Haare und Bärte und ich Depp saß mit Anzug in der Bank. Also habe ich gekündigt, die Haare wachsen lassen, Sozialpädagogik studiert – und glücklicherweise davon auch wieder rechtzeitig den Absprung geschafft.

Weil Sie merken, dass Filmemachen Ihre Berufung ist.

Zumindest habe ich mir das sehr lange einge-redet. Aber heute stelle ich langsam fest: Das Filmemachen macht überhaupt keinen Spaß.

Wie bitte? Gernstl hasst das Filmemachen?

Das nicht. Aber es ist eine ganz mühsame Angelegenheit. Wie in einem sumpfigen Waldsee einen Fisch mit bloßen Händen fangen zu müssen, während auf dich die Mücken einstecken. Man steht als Dokumentarfilmer dauernd im Regen, trifft entweder niemanden oder die Typen kriegen ihr Maul nicht auf. Die Mühe ist dann ganz schnell vergessen, wenn man abends bei einem Wein in einem Gast-

haus sitzt, das Material sichtet und feststellt: Hier haben wir eine gute Geschichte gefunden, das ist mal wieder ein ganz dicker Fisch. **Hatten Sie noch nie Ärger bei Ihren Dreharbeiten?**

Doch, doch. Einmal filmten wir in Niedersachsen einen Acker, auf der Leute wie im Mittelalter Steine sammelten. Die haben wir freundlich begrüßt. Als Antwort schrie einer: „Runter von meinem Acker!“ Am Ende haben sie unserem Bus Steine hinterher geworfen. Im nächsten Dorf sagte man uns, dass der Bauer Insassen einer Irrenanstalt für die Arbeit anstellte.

Finden Sie manche Ihrer Geschichten nicht furchtbar traurig?

Doch, natürlich. Aber ich mag die Geschichten, die nicht nur lustig sind, sondern auch eine melancholische Komponente haben.

Wann fahren Sie wieder los?

Wir kommen gerade zurück. Wir drehen gerade eine Staffel über die sieben bayerischen Regierungsbezirke. Unterfranken, Schwaben, Niederbayern und so weiter – jedem Bezirk widmen wir eine Folge. Man denkt immer: So groß können die Unterschiede in Bayern doch nicht sein. Und dann stellt man fest: doch! Das Nördlinger Ries und das Allgäu sind zwei verschiedene Welten.

Hatten Sie nie das Bedürfnis, eine erfundene Geschichte zu erzählen oder einen Spielfilm zu drehen?

Nein. Einen Kinofilm wollte ich immer machen – das hat geklappt. Ein Buch wollte ich immer schreiben – das mache ich gerade. Kinder habe ich schon gezeugt. Eigentlich habe ich alles im Leben erreicht, was ich mir mal vorgenommen hatte. Sogar einen Baum habe ich schon gepflanzt. Das ist aber schief gegangen. Den haben die Ameisen gefressen.

Wie kam es eigentlich, dass irgendwann das Essen eine Hauptrolle in ihren Filmen spielte?

Das Essen? Sie meinen die Würste.

Entschuldigung. Wie kommt es, dass vor allem zwei Dinge immer wieder in ihren Filmen vorkommen: Menschen und Würste?

Wir mögen sie halt so gerne! Wenn ich als Kind mit meiner Mutter auf den Markt in Rosenheim zum Gemüsekaufen ging, standen dort immer drei Wurststände. Da gab es Wiener, Regensburger, Pfälzer, Weißwürste und einen regelrechten Wettstreit zwischen den Metzgern, wer die beste Wurst macht. Man kann also sagen: Ich wurde mit Würsten sozialisiert. Und unterwegs ist es das perfekte Essen. Nur in Norddeutschland wird es wirklich schwierig, gute Würste zu bekommen.

Wo beginnt für Sie Norddeutschland?

Na, nördlich von Bayern.

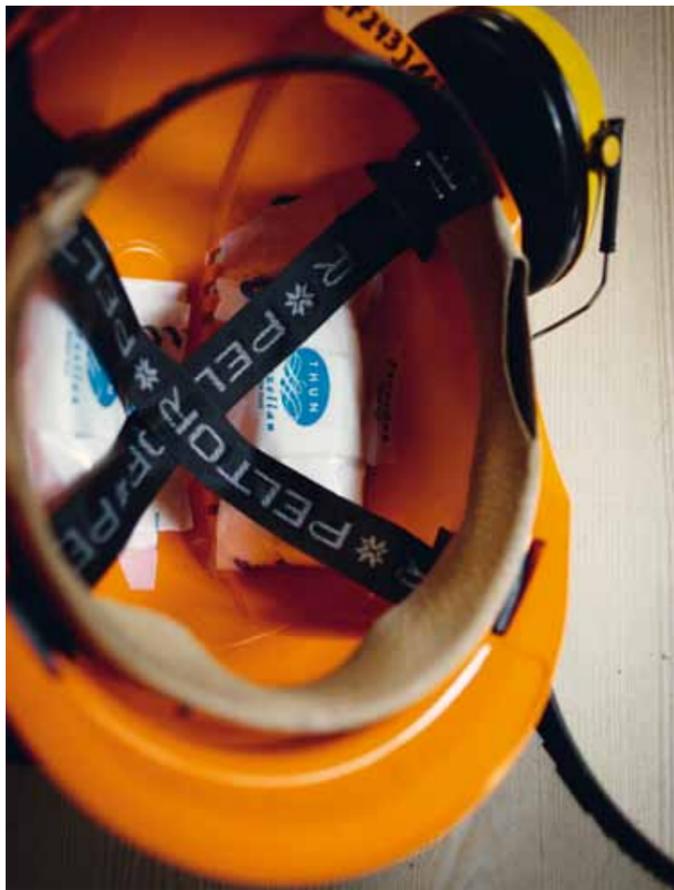
Sicherheit auf einem Haufen:
Die Kleidung der Waldarbeiter
hat sich gewandelt; schon lange
werden nicht mehr Jeans und
Turnschuhe entfremdet. Es ist
Hightech, das da den Körper
schützt – für echte Profis eben.



SICHERHEIT KOSTET EBEN GELD

Waldarbeit, das heißt: Mal ist
es kalt, dann wieder warm, Späne
fliegen, die Motorsäge kreischt –
da braucht es Kleidung, die
nicht nur gut aussieht, sondern
richtig was aushält. Wir haben
uns einmal umgesehen, was man
so trägt im Tannengrün.





Der Helm schützt das wichtigste Werkzeug des Waldarbeiters – den Kopf. Und der Handschuh das zweitwichtigste (linke Seite). Zwei Generationen – Rudolf und Martin Franz in älterer und allerneuester Montur (rechts unten). Moderne Sicherheitsschuhe schützen nicht nur den Fuß, sie erlauben ihm auch optimale Beweglichkeit und einen bequemen Sitz (links unten).

Rudolf Franz: Ja, ja. So ungefähr (*lacht*).

Kam es durch die einfache Kleidung häufiger zu Unfällen?

Rudolf Franz: Man hat halt vorsichtiger sein müssen. Wenn es dich erwisch hat mit der Motorsäge, da sind die Fetzen geflogen.

Martin Franz: Na, und da kam auch noch der Leistungsdruck aus dem Akkord hinzu. Heute gibt es den Akkordlohn ja nicht mehr.

Rudolf Franz: Ja, das ist klar, das muss man dazu sagen.

Wann sind denn die ersten Schnitzzhosen gekommen?

Rudolf Franz: Anfang der 70er Jahre habe ich meine erste bekommen.

Martin Franz: Als ich auf die Welt gekommen bin.

Rudolf Franz: Das waren damals welche von Stihl, die haben gut geschützt, waren aber unglaublich dick und schwer. Dann sind die Schuhe mit Schnitzzchutz dazu gekommen. Aber im Vergleich zu heute – da hat sich schon gewaltig was getan.

Wann war die Schutzausrüstung komplett? Visier, Gehörschutz ...

Rudolf Franz: Das wird so Ende der 70er gewesen sein. Erst gab es so einfache Visiere, die man rein schrauben musste, später sind dann die ersten Schnappscharniere gekommen.

Gab es Kollegen, die diese Schutzausrüstung abgelehnt haben?

Rudolf Franz: Im Gegenteil. Die Vorteile lagen ja auf der Hand. Sehen Sie, ich habe links einen Gehörschaden und ich bin sicher, das hängt damit zusammen, dass ich die ersten zehn Jahre keinen Gehörschutz getragen habe. Noch dazu, weil die alten Motorsägen wesentlich lauter als unsere heutigen waren.

Jetzt geht es in den Bestand. Die Sonne blitzt durch die Kronen der Fichten. Rudolf Franz trägt eine frühere Generation Schutzkleidung. Sein Sohn leuchtet dagegen richtig. Das Orange seiner Jacke ist weit hin zu sehen.

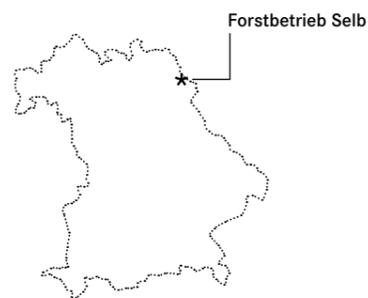
Sie leuchten ja ziemlich. Gibt es denn welche, die sich daran stören? Rehe etwa?

Rudolf Franz: Nein, Rehe sehen Rot nicht, für die ist das kein Problem. Es sind eher die Leute, die sich dran stören.

VOM RICHTIGEN ROT

Zugegeben, ein schmucker Förster in dunklem Grün oder ein Waldarbeiter mit Dreispitz und Karohemd, der die Axt schwingt und fröhlich dabei pfeift..., das sind schon schön romantische Bilder. Doch Grün oder Braun in allen Schattierungen haben einen entscheidenden Nachteil: Sie sind einfach schlecht zu sehen. Viel besser ist es da um Rot bestellt. Warnt nicht auch der Fliegenpilz mit Rot? Die Feuerwehr? Und es sollte nicht irgendein Rot sein. Es muss leuchten, damit man seinen Träger selbst bei Nebel, Regen, Schnee, in der Dämmerung und im schattigen Wald noch bestens sieht. Das Kuratorium für Waldarbeit und Forsttechnik (KWF) hat ziemlich genaue Vorstellungen, was die passende Farbe im Wald ist und wieviel man davon sehen sollte: Zum einen muss die Kleidung zu mindestens einem Drittel der Fläche signalfarbig sein. Und zum anderen sind nur Warnfarben der Norm EN 471 zulässig. Da gibt es ein schönes Leuchtrot, ein Leuchtorange, Leuchthellrot, Leuchtgelb... Gemeinsam ist den Farben, dass sie wie von selbst strahlen, da sie eine hohe – wie Experten sagen – Leuchtdichte haben. Denn genauso wie Feuerwehrmänner, Sanitäter, Straßenwerker sollten auch Waldarbeiter gut sichtbar bleiben, um sich und andere nicht in Gefahr zu bringen – Romantik hin oder her. Dafür gibt es ja den Heimatfilm.

__ Im Waldarbeiterschutzwagen, Mittag. Es ist warm, die Schutzkleidung der Männer hängt im Trockenschrank oder ist an diversen Haken verteilt. Alte und neue Jacken, Hosen, alte Helme und die neueste Generation. Auch zwei Waldarbeitergenerationen sitzen am Tisch: Martin Franz (36) und sein Vater Rudolf (58). Gemeinsam arbeiten sie seit Jahren im Forstbetrieb Selb. Sie wissen, wieviel eine gute Jacke ausmacht, wie wichtig eine Hose sein kann, die leicht ist und trotzdem keinen Zahn einer Motorsäge durchlässt. Sie verlassen sich auf einen Gehörschutz, der sie vor Taubheit schützt und einen Helm, der ihnen bei ihrer gefährlichen Arbeit ein Maximum an Schutz gibt. Die beiden sind nicht nur ein erfolgreiches Gespann, sondern stehen für mehr als 40 Jahre, in denen Waldarbeiterkleidung immer weiter perfektioniert wurde.



INTERVIEW: PETER LAUFMANN

Ungewöhnlich, dass Vater und Sohn zusammen arbeiten ...

Rudolf Franz: Da gibt es hier schon ein paar in der Gegend ...

Martin Franz: ... am Anfang haben ein paar geunkt, dass das nicht klappen würde. Aber mittlerweile schaffen wir seit 20 Jahren zusammen. Auch wenn es mal den einen oder anderen Disput gegeben hat – den Kopf haben wir uns noch nicht abgerissen.

Rudolf Franz: ... und gelernt hat er auch was.

Wann haben Sie angefangen, im Wald zu arbeiten?

Rudolf Franz: 1966 war das, da habe ich meine Lehre angefangen, 14 war ich da. Vorher war ich natürlich schon mit meinem Vater im Wald unterwegs. Der war auch Waldarbeiter und später Berufsjäger. Sie sind ja quasi eine richtige Waldarbeiterfamilie. Wissen Sie, was Ihr Vater, beziehungsweise Ihr Großvater getragen hat?

Rudolf Franz: Ich kann mich erinnern, dass er und seine Kollegen Kniebund-Lederhosen zur Arbeit an hatten. So richtig dicke, die haben viel länger gehalten als Stoffhosen. Dazu Strümpfe und hohe, feste Schuh.

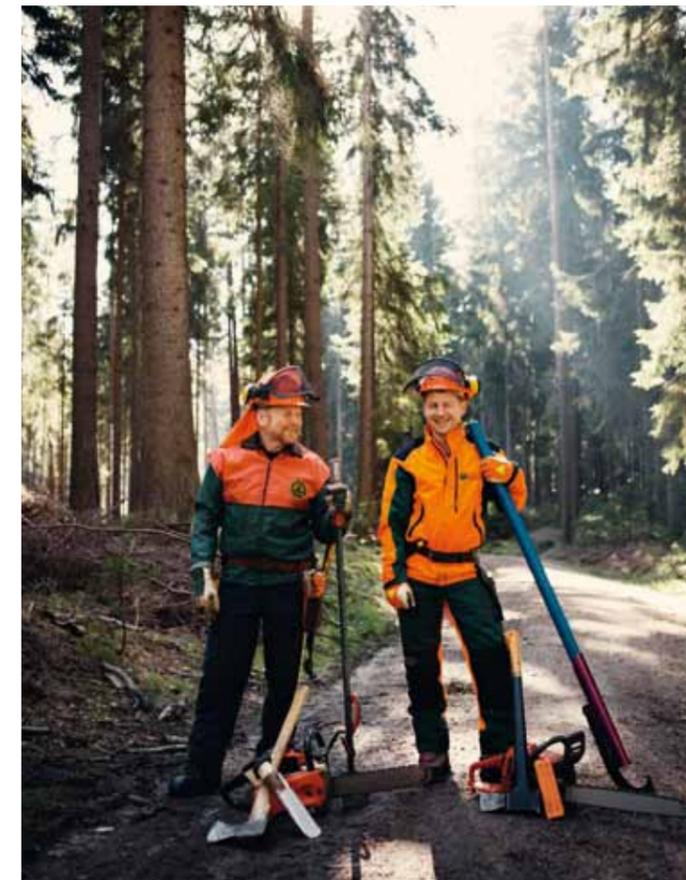
Was haben Sie angezogen, als Sie angefangen haben?

Rudolf Franz: Ganz normale Hosen. So wie am Bau, dünne blaue Hosen. Oder gleich einen Blaumann, dazu leichte Jacken und leichte Schuh. Zum Teil Turnschuh, und die natürlich ohne Stahlkappe. Ich erinnere mich noch: Irgendwann gab es so halbohohe Turnschuh. Da bin ich extra nach Kirchlamerts gefahren und habe mir so ein Paar geholt.

Und was hatten Sie auf dem Kopf? Mützen?

Rudolf Franz: Nein, einen Helm haben wir schon gehabt. Das war auch schon damals Pflicht. Es war halt ein einfacher, bloß der nackte Helm. Wenn ich daran nur denk: Heute kriegen wir ja regelmäßig ein neues Schweißband. Damals haben wir jahrelang das gleiche Schweißband drin gehabt.

Da konnte man den Helm am Geruch erkennen, oder?



Was ist der heutige Stand der Technik bei Ihrer Berufskleidung?

Martin Franz: Das, was wir heute tragen. Die Ausrüstung ist ja immer weiter entwickelt worden. Vollständig wird sie durch Helm, Gesicht-, Gehörschutz, Schnitzzuschutzhose, Schuhe, Handschuhe und die Jacke mit den Warnfarben. Heute ist sie ja fast komplett aus dieser Farbe, früher war es ja nur ein Drittel, im Schulterbereich.

Und da gibt es auch eine warme Version für den Winter?

Martin Franz: Eigentlich nicht. Es gibt noch einen Faserpelz im selben Orange. Aber ich ziehe den ungern zum Arbeiten an. Es ist mir einfach zu warm, selbst beim Pflanzen und erst recht mit der Motorsäge. Stattdessen zieh ich lieber die Unterhemden an, die wir kriegen, die leiten die Feuchtigkeit weiter und halten immer trocken. Also die Qualität – das ist schon eine Supersache. Obendrein gibt es überall kleine Taschen und solche Öffnungen, damit die Jacke besser belüftet wird. *Martin Franz zieht den Reißverschluss unter seinem linken Arm auf – und wieder zu.*

Müssen Sie die Ausrüstung selber bezahlen?

Martin Franz: Die Kleidung nicht, nur bei den Schuhen zahlen wir einen Anteil.

Was kostet so eine komplette Montur?

Rudolf Franz: So über den Daumen kann man rechnen 210 die Hosen, 210 die Jacke, der Helm knappe 40 ...

Martin Franz: Die Schuh noch 300, dann die langen und kurzen Unterhemden ...

Rudolf Franz: Mit rund 700 bis 1 000 Euro ist man komplett.

Martin Franz: Sicherheit kostet eben Geld.

Wie ist es mit dem Verschleiß? Wie oft muss etwa der Helm ausgetauscht werden?

Martin Franz zeigt seinen Helm her, der Vater deutet auf eine Markierung am hinteren Teil.

Rudolf Franz: Mittlerweile alle drei Jahre. Die neueste Generation hat hier oben so einen Indikator, einen roten Punkt, der sich verfärbt, wenn der Helm zu alt ist.

Martin Franz: Der Kunststoff wird mit der Zeit porös und der Punkt geht ins Weißliche.

Rudolf Franz: Hier der Helm (*er nimmt sein älteres Modell in die Hand*) hat noch ein altes Klappvisier. Was ich festgestellt habe: Gerade bei der Pflege im dichteren Bestand kann es passieren, dass ein Ast das Visier hochschiebt. Man merkt es gar nicht beim Arbeiten, wenn man konzentriert bei der Sache ist. Und zack, den nächsten Ast hat man im Gesicht. Bei den neuen Visieren geht das nicht mehr. Da rasten die Visiere schön fest ein.

Warum ist das Helmvisier ein Drahtgeflecht und kein Plexiglas?

Martin Franz: Das würde zu schnell zerkratzen. Aber selbst mit den Gittern kann es bei bestimmtem Licht Probleme geben. Wenn die Sonne tief steht, sieht man schlecht durchs Gitter.

Sie haben da zwei Verbandspäckchen im Helm. Ist das Standard?

Martin Franz: Nein, das haben wir selber gemacht. Man muss immer Verbandsmaterial am Mann tragen und wir haben es eben im Helm integriert.

Wer bestimmt denn, was Sie anziehen?

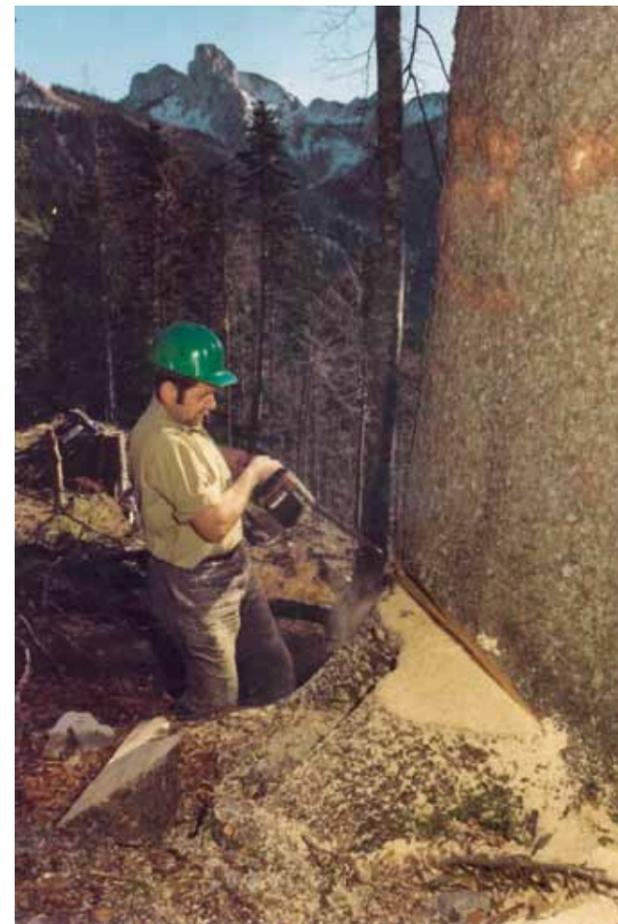
Martin Franz: Der Arbeitgeber. Da gibt es Richtlinien, was bei jeder Arbeit getragen werden muss.

Und wer testet, was für die Waldarbeit tauglich ist?

Martin Franz: Das KWF (Kuratorium für Waldarbeit und Forsttechnik). Aber es gibt ja bereits jahrzehntelange Erfahrungen. Vieles hat sich schon bewährt und dennoch gibt es immer wieder kleine Verbesserungen. Bei den Schnitzzuschutzhosen etwa: Die werden immer leichter und dünner. Es gibt immer wieder neue Materialien wie Kevlar, früher waren vielleicht zwölf Lagen drin, die ganz neuen Hosen haben noch sechs Lagen.

Wie ist der Tragekomfort? Wie steht es damit im Sommer und wie im Winter?

Rudolf Franz: Im Sommer ist es natürlich manchmal eine Qual. Dann steht der Schweiß manchmal im Gehörschutz.

**WAS DIE VÄTER TRUGEN**

Im Grunde tragen Waldarbeiter erst seit etwas mehr als einer Generation Spezialkleidung. Davor trugen sie neben einem derben Hemd häufig eine Weste oder einen einfachen Überwurf. Kein Helm schützte den Kopf, allenfalls ein Hut oder eine Mütze. Die Beine steckten in Lederhosen, denn die waren geradezu ideal, auch wenn sie nicht sägefest waren. Das Leder vertrug die härteste Beanspruchung, Dornen und Insekten kamen nicht durch, Risse kamen nicht rein. Das Material bot Schutz vor Nässe und Kälte und selbst vor sengender Sonne. Schmutz fiel mit der Zeit ab und selbst Fettflecken lösten sich mit der Zeit in Wohlgefallen auf. Die Lederhose war quasi unverwundlich, ihre Patina machte sie höchstens zu einem Ausweis ihrer Langlebigkeit. Die Hosen waren so zäh, dass sie häufig noch vererbt werden konnten.

Heute setzt man natürlich nicht mehr auf lederne Arbeitshosen. High-techstoffe haben das Naturprodukt längst abgelöst. Doch die Lederhose ist nicht tot. Sie hat ihren festen Platz im bayerischen Alltag: bei Festen, zum Kirchgang, selbst die Schickeria auf dem Oktoberfest feiert in Lederhosen – eine steile Karriere für das Beinkleid der Holzknecchte.



Martin Franz: Da tragen wir dann meist nur T-Shirt und Schnitzzuschutzhose, sonst hat man gleich seine eigene Sauna.

Ist die Kleidung für Frauen und Männer gleich?

Rudolf Franz: Für alle gleich. Wir haben zwar einige Waldarbeiterinnen, aber die tragen das gleiche wie wir.

Sind Sie zufrieden mit der Kleidung?

Martin Franz: Ja, mittlerweile schon. Am Anfang da haben wir so einen Prototypen von Hosen gekriegt, die waren innen beschichtet ...

Rudolf Franz: ... doppelt beschichtet sogar ...

Martin Franz: ... da hat man unglaublich drin geschwitzt. Aber die haben schnell reagiert und die jetzigen sind wirklich gut. Die neuen Hosen sind auch ziemlich reißfest. Früher hat man schnell mal einen Triangel drin gehabt, wenn man durch die Büsche ist.

Geben Sie regelmäßig Rückmeldung, ob neue Ausrüstung etwas taugt?

Martin Franz: Auf jeden Fall. Da legen die Hersteller auch großen Wert drauf.

Wie ist denn die Wasserdichtigkeit? Sind die Sachen mit Goretex ausgestattet?

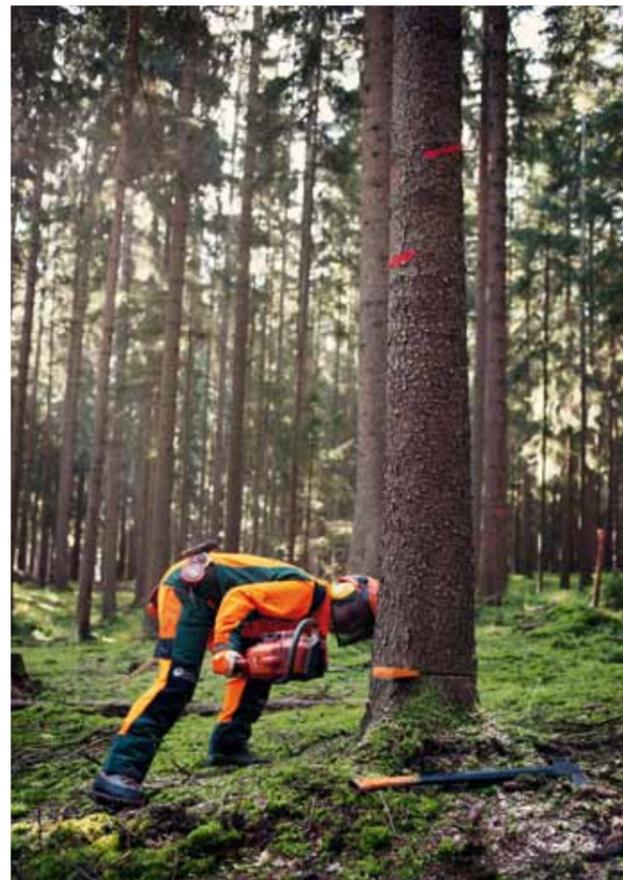
Martin Franz: Bis auf die Schuhe nicht. Der Oberstoff hält aber schon einiges ab, gerade im unteren Bereich, wo man durch feuchtes Gras marschiert, ist er noch verstärkt. Aber klar, irgendwann ist die Hose durch. Es gibt ja auch noch extra Nässe-Kleidung, aber natürlich ist die nur für leichte Arbeiten gedacht.

Rudolf Franz: Und wir haben einen Trockenschrank in unserem Schutzwagen.

Was für Dreck kommt an die Kleidung? Wie wäscht man sie?

Martin Franz: Öl, Harz, durchs Asten und Sägen ... *Er wischt sich ein paar Sägespäne vom Kittel.* Aber das Waschen bei 40 Grad ist kein Problem. Zusätzlich haben wir vom Hersteller einen Waschzusatz bekommen, damit die Farben schön leuchten.

Martin Franz weiß, was er an seiner Ausrüstung hat. Sie erleichtert ihm die Arbeit und schützt ihn (links). So idyllisch die Waldarbeit zu Zeiten der Altvorderen auch scheint: Die Kleidung war ein Kompromiss, der vor allem lange halten sollte (oben).



Im Wald is so staad,
alle Weg san vawahrt,
alle Weg san vaschniebn,
is koa Steigl net bliebn.

Hörst d'as z'weitest im Wald,
wann da Schnee oba fällt,
wann si's Astl o'biagt,
wann a Vogel auffliagt.

Aber heunt kunnts scho sei,
es waar nomal so fei,
es waar nomal so staad,
dass si gar nix ruhrn tat.

Kimmt die heilige Nacht,
und da Wald is aufgwacht,
schaugn de Has'n und Reh,
schaugn de Hirsch übern Schnee.

Hamm sie neamad net gfragt,
hot's eahr neamad net gsagt,
und kennan's do bald,
d'Muatta Gottes im Wald.

Aus: Ludwig Thoma, Heilige Nacht, 1917



Gerhard Richter „Wald [892-3]“

Impressum

Herausgeber

Bayerische Staatsforsten AöR
Tillystraße 2, D-93053 Regensburg
Tel.: +49 (0)941 69 09-0
Fax: +49 (0)941 69 09-495
E-Mail: info@baysf.de
www.baysf.de

Rechtsform

Anstalt des öffentlichen Rechts
(Sitz in Regensburg)
Umsatzsteuer-Identifikationsnummer:
DE 24 22 71 997

Vertretungsberechtigter

Dr. Rudolf Freidhager

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt

Bayerische Staatsforsten AöR
Dr. Hermann S. Walter
Joachim Keßler
Philipp Bahnmüller
E-Mail: philipp.bahnmueller@baysf.de

Fotografie

Barbara Bonisolli: S. 3, 28-33
Robert Fischer: S. 3, 38-42, 44-48
Bert Heinzlmeier: S. 2, 10, 12-17, 34-37
Dietmar Müller-Elmau: S. 11
Matthias Ziegler: S. 1, 2, 4-8, 18-23

Illustration

Eva Hillreiner: S. 50

Bildnachweis

akg-images: S. 25, 27
Corbis: S. 24
Gerhard Richter 2010: S. 26, 51
Holzknechtmuseum Ruhpolding:
S. 49 links
Forstliches Bildungszentrum Laubau:
S. 49 rechts

Redaktion und Gestaltung

Anzinger | Wüschner | Rasp
Agentur für Kommunikation,
München

Druck

Gerber KG Druck + Medien, München

Hinweis

Inhalt und Struktur dieser Publikation sind urheberrechtlich geschützt. Die Vervielfältigung und Weitergabe, insbesondere die Verwendung von Texten, Textteilen oder Bildmaterial bedarf der vorherigen Zustimmung der Bayerischen Staatsforsten.

Dieses Magazin können Sie kostenlos unter www.baysf.de (Publikationen) abonnieren.



Die Bayerischen Staatsforsten sind PEFC-zertifiziert. Der vorliegende Bericht ist auf PEFC-zertifiziertem Papier gedruckt. (PEFC/04-31-0944)

